

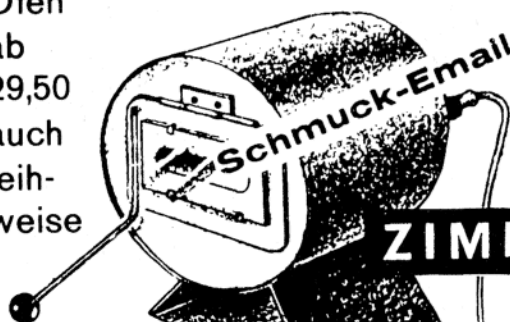


 der Kreisel

Karina

• die vielgeliebte •
• SCHOKOLADE •

Öfen
ab
29,50
auch
leih-
weise



KÜNSTLER-
MAGAZIN

ZIMMERMANN

AM WALL 193

11. Jahrgang Nr. 39/40. Dezember 1966. Schulzeitung des Gymnasiums Karlstraße. Einzelpreis 60 Pfennig. Jahresabonnement 3,- DM. Der Kreisel ist Mitglied der Bremer Jugendpresse. Namentlich gekennzeichnete Artikel brauchen nicht die Meinung der Redaktion wiederzugeben. 1. Chefredakteur: Marlies Franke (12m), 2. Chefredakteur: Hannelore Schulze (12m). Beratender Lehrer: H. W. Franke. Redakteure: Heidemarie Malner (12m), Gisela

Klemm (12m), Gabriele Laurinat (12m), Dörthe Arend (12m), Monika Höchel (12m). Vertrieb: Hannelore Schulze (12m), Angelika Hansen (12m). Kasse: Marlo Schmidt (12a). Reklame: Christel Papendiek (12m), Beatrix Gerling (11a). Umbruch: Marlis Franke (12m), Hannelore Schulze (12m), Ursula Prillwitz (12m), Karin Marquart (12m). Girokonto: 10-3188 Die Sparkasse in Bremen. Gesamtherstellung: Druckhaus Schmalfeldt, Bremen.

schulfest 1966 chronik

Unser diesjähriges Schulfest fand am 29. September in Syke im „Schützenhof“ statt, nicht wie sonst üblich auf „Gut Hohenkamp“. Die Wahl des Ortes war sehr günstig; denn die kleine Freilichtbühne war geradzum ideal für unsere Aufführungen; allerdings mußten die Schauspieler ihre Stimmbänder ziemlich strapazieren.

Ein Sonderzug brachte uns nach Syke bzw. Bramstedt, vom letzteren aus, wanderten die Klassen zurück. Der Treffpunkt am „Schützenhof“ war für elf Uhr angesetzt und man begab sich sofort zur Freilichtbühne, wo die Spiele mit einem gemeinsamen Lied begannen, das leider etwas kümmerlich ausfiel, da einige Schüler zum Mitsingen zu faul waren und es nur zu einem amüsierten Lächeln brachten.

Die Reihe der Spiele eröffnete „Der Mond der Prinzessin Lenore“, gespielt von Klasse 5b, die das Stück mit viel Temperament und Können zeigte und allgemeinen Beifall fand. Der Oberhofmathematiker entwickelte völlig neue Thesen, die sicherlich eine „Palast“revolution auslösen könnten. Es folgte „Der Handschuh“, eine Pantomime nach Schiller, die die Klasse 7b aufführte und die sehr gelungen war, obwohl oder gerade weil der Schweif nicht besonders furchterregend rotierte!

Beim „fahrenden Schüler von Paris“ der Klasse 11m, in dem wir über die Intelligenz der Kartoffel aufgeklärt wurden („Dumm wie eine Kartoffel“) beruhigten sich die Gemüter wieder etwas; denn das Stück dauerte ziemlich lange, was natürlich keine Abwertung sein soll, denn die einzelnen Darsteller spielten ihre Rollen wirklich überzeugend.

Alle SchülerInnenherzen schlugen höher, als die konditionsstarken „Elfen“ mit Siegerlächeln in das jubelnde Stadion einliefen. Schon bald durchbrach Ingolf Haffki die feindliche Verteidigerreihe und Herr Thoma reckte sich vergeblich in die falsche Richtung. Daraufhin ballte sich das gesamte Lehrerteam entschlossen zu undefinierbaren Knäueln. Aber Hans-Hermann Pohle war nicht mehr zu halten. Sicher „landete“ er das Leder in das Tor, worauf noch zwei weitere Treffer folgten, geschossen von Olaf Schnakenberg und Bernd Kowalenski, die sich wieder einmal in ihrer vom Publikum gewohnten Bestform zeigten. Nach dieser eindeutigen Niederlage verließen die „Veteranen“ geschlagen aber ungebrochen das Feld. Wir bewundern ihren Mut, sich der kritisierenden und lästernden Schülerschaft zu zeigen!

Dieser nervenzerreibenden halben Stunde folgte die Mittagspause, in der sich die vom dramatischen Spielgeschehen völlig abgekämpften Zuschauer den Bockwürsten und dem Kartoffelsalat widmeten. Gleichzeitig begann der große Kampf um die inhaltsschweren weißen Zettelchen, sprich: Lose. Die lebhafteste Geschäftigkeit unterbrach eine Darbietung, die das Blut eines jeden Beatbegeisterten in Wallung brachte. Im Programm stand: „Gitarrenspiel“. Ich hatte mir eigentlich ein paar rührige Volkslieder vorgestellt, begleitet von stimmungsvollem Gitarrengeklimper, aber ich wurde eines anderen belehrt. Je länger wir Ekkehard Bartan und Uwe Ulferts aus Klasse 10b zuhörten, desto mehr steigerte sich die Begeisterung.

Mancher nahm sich vor, im nächsten Gespräch mit einem Schüler eines anderen Instituts eindeutig zu unterstreichen, daß die Karlstraße schon seit Jahren eine eigene Band hätte und dann mitleidig zu lächeln, wenn sein Gegenüber ihm mit verschämt zu Boden gesenkten Augen gestehen müßte, daß seine Schule es noch nicht so weit gebracht hätte. Man würde ihm dann gut zusprechen und zu bedenken geben, daß dazu einiges Talent und viel Geist nötig sei, was eben hauptsächlich an der Karlstraße zu Hause sei.

Auf den Boden der Wirklichkeit zurückgerufen wurden wir durch das Spiel der 7a, „Der König mit dem grimmigen Blick“. Hierbei wurden uns gewaltsam einige Urlaute entlockt, die manchen an Schulstunden erinnerten, wo uns

eine gleichwertige Energieentfaltung ermöglicht wird. Im übrigen ließ die stille Hexe uns an die Schauer märchen unserer Kindheit zurückdenken.

Die Gänsehaut war noch nicht ganz abgeklungen, als sie von neuem herausgefordert wurde. Feurige Bettlaken gestalten bzw. gruselschloßbreife Gespenster drängelten sich in Scharen. Sie keuchten im Chor, wer weiß, vielleicht forderten sie neue Tarife? Man hört ja, auch in Geisterkreisen soll es mit den Aufstiegsmöglichkeiten nicht zum Besten stehen. Es herrscht wahrscheinlich großer Andrang wegen des Kurzschuljahrs, mit dem übrigens auch Romeo und Julia Schwierigkeiten hatten. So brauchten sie sogar einen „Schummelzettel“ für ihre Texte.

Klasse 10a beherzigte den Aufruf zum Maßhalten (siehe Vorhang). Die Originalität dieses Stückes läßt allerdings nichts von dem Grundsatz spüren!

Auf nette Weise wurden wir weiterhin durch „Bremer Anekdoten“, die die Klasse 6b wie „alte Theaterhasen“ aufführte, unterhalten.

Als Abschluß des Schulfestes führte die 9a die „Rüpelzene“ aus Shakespeare's Sommernachtstraum auf, die sicher gut gespielt, aber leider nur für die oberen Klassen verständlich war.

Kurz nach 16 Uhr endete unser Schulfest und gegen 17 Uhr traf unser Sonderzug in „heimatlichen Gefilden“ ein.

Christina Alfänger, 9b





Schulfest – Erfolg oder Mißerfolg?

Das war hier die Frage für die Klasse 9b, die sie in einem Klassenaufsatz zu beantworten hatte.

Freundlicher Weise hat uns Herr Dehning 6 der besten Aufsätze zur Weiterverwertung zur Verfügung gestellt.

Olaf Schnakenberg:

Ich meine die Veranstaltung war ein Erfolg. Schon deshalb, weil das Zusammenleben der Schulgemeinschaft gefördert wurde. Hier konnten wir mit den Lehrern einmal privat sprechen und wir erkannten sie als Menschen durch ihre Reaktionen bei den verschiedenen Aufführungen.

Aber nicht nur das, nein, endlich konnten die Schüler zeigen, daß sie auch etwas veranstalten können. Hier stellten wir unter Beweis, daß wir nicht nur müde, faul und träge sind, also die sogenannten Gammler. Nein, wir können auch arbeiten. Besonders gut fand ich das bunte Programm. Es war für jeden etwas dabei. Und falls es für jedermann an etwas gefehlt haben oder es ihm zu monoton gewesen sein sollte, so hat er selbst Schuld. Er hätte sich beim Schülerring melden können, und die Lücke wäre durch seine eigene Darbietung geschlossen worden.

Ein Grund, weshalb mir das Schulfest zusagte, ist auch, daß meine Hobbies angesprochen worden sind. Ich höre sehr gerne Folklore und guten Beat. Deshalb freute es mich besonders, daß zwei Schüler aus der zehnten Klasse den Mut fanden und etwas spielten. Wir hatten alle unseren Spaß. Und nicht wie erwartet schrien die kleinsten Klassen am lautesten, sondern die beiden dreizehnten. Sogar einige Lehrer klatschten und äußerten sich wohlwollend.

Doch das schönste war für mich das Fußballspiel gegen die Lehrer. Hier hatten wir sie unter gleichen Voraussetzungen als Gegner. Endlich mußten wir nicht immer ihnen, sondern sie mußten uns nachlaufen. Jetzt bekamen wir keine Angst, wenn sie auf uns zukamen. Nein, die Lehrer bekamen vor unseren Steilangriffen das Fürchten. Obwohl sie sich verzweifelt wehrten, verloren sie knapp aber verdient 0:4. Und ich glaube, es gibt keinen, dem dieses Spiel keinen Spaß gemacht hat.

Aus all diesen Gründen halte ich das Schulfest für erfolgreich und meine, daß es in den nächsten Jahren wieder veranstaltet werden soll.

Um Wiederholungen zu vermeiden, haben wir aus den restlichen Arbeiten die Meinungen zu den folgenden Punkten herausgezogen.

Hält Du das Schulfest für einen Erfolg oder einen Mißerfolg?

HARALD KONIETZKO: Im allgemeinen ist zu sagen, daß das Schulfest wirklich eine sehr gelungene und erfolgreiche Veranstaltung war.

O. HEUMANN: Unser Schulfest war ein Erfolg, zwar kein voller, aber ich bin mit dem Fest zufrieden. Es entsprach in den meisten Fällen meinen Vorstellungen.

CHRISTINA ALFÄNGER: Alles in allem gesehen, war unser Schulfest doch ein großer Erfolg mit kleinen Fehlern, die unter der Fülle des Guten verschwinden.

FRITZ BALLMEYER: Ein großer Erfolg.

B. WITT: Es war ein gelungener Tag.

Die Organisation

H. KONIETZKO: Das Schulfest war sehr gut organisiert. Die Fahrt und das Essen, alles war wohlüberlegt worden. Großes Lob für den Schülerring und seine Mitglieder also. Er hat auch die riskoreiche Aufgabe, ein abwechslungsreiches, gut organisiertes Schulfest zu schaffen, glänzend gemeistert.

C. ALFÄNGER: Abgesehen von kleinen Schönheitsfehlern, die bei großen Veranstaltungen nun einmal nicht zu vermeiden sind, war das Fest sehr gut organisiert.

F. BALLMEYER: Dem Schülerring ist mit dem Schulfest ein großer Wurf gelungen. Es gab keine Pannen, und da kann man den Schülerring nur loben - und auch die Mühe der Lehrer, die mit einigen Klassen Stücke eingeprobt hatten.

O. HEUMANN: Termin und Ort waren wirklich gut gewählt. Die schöne Umgebung trug ganz wesentlich zum Gelingen des Festes bei.

Programmgestaltung

H. KONIETZKO: Das ganze Schulfest war sehr abwechslungsreich gestaltet.

O. HEUMANN: Unter den Vorführungen war für jeden etwas.

Ich mußte den Unternehmungsgeist einzelner Lehrer loben. C. ALFÄNGER: Auch in den Spielen hat mir das Fest gut gefallen. Am echtesten wirkten immer die Stücke der Kleineren, die ihre Rolle ohne Hemmungen herausposaunten, wie z.B. beim „Mond der Prinzessin Lenore“.

Das gemeinsame Singen

C. ALFÄNGER: Ein Schönheitsfehler war das gemeinsame Singen zu Beginn der Vorführungen. Es wurde sehr lahm und ohne jede Freude hinter sich gebracht. Ich und sicher auch die anderen Schüler wollen nicht mehr singen. Wir empfinden es als großväterlich und veraltet. Durch das Singen soll ein nicht vorhandenes Gemeinschaftsgefühl heraufgezogen werden.

Die Verpflegung

O. HEUMANN: Die Verpflegung ließ zu wünschen übrig. Zwar fand ich die Würstchen sehr preiswert, aber dafür waren die Kartoffelsalatportionen für meine Begriffe viel zu klein.

H. KONIETZKO: Das Essen war gut.

Der Losverkauf

O. HEUMANN: Eine recht schwache Stelle war die Tombola. Sie war ganz offensichtlich nicht genug vorbereitet worden. Es mangelte an Losen, und die Losverkaufsstellen waren so geschickt versteckt, daß ich sie kaum finden konnte.

Das Gitarrenspiel

F. BOLLMEYER: Auch das Gitarrenspiel, das von zwei Schülern der zehnten Klasse vorgetragen wurde, war ein voller Erfolg.



O. HEUMANN: Man sollte sich überlegen, ob Stücke wie „Galgenlieder“ für eine Veranstaltung wie diese geeignet sind.

Unerfreuliche Zwischenfälle

H. KONIETZKA: Meiner Meinung nach hat ein Punkt auf das Schulfest einen kleinen Schatten geworfen. Ich meine das Ausschalten des Stroms durch einen der Herren des Kollegiums bei der Veranstaltung der Klasse 10b. Man hätte doch etwas sagen können, als es den betreffenden Personen aus dem Kollegium zuviel geworden ist. Ich fand es unfair den beiden Musikern gegenüber, die bestimmt mit sich hätten reden lassen. An der Reaktion des Publikums konnte man auch sehen, wie es dazu stand. Es piff und rief „Buh!“

C. ALFÄNGER: Einen Grund zu heller Empörung der gesamten Schüler gab ein Lehrer, der, weil sein Stück aufgeführt werden sollte, die vorhergehende Vorstellung, das Gitarrenspiel störte, indem er ganz einfach den Stecker herauszog.

Das Verhältnis Schüler - Lehrer

F. BOLLMEYER: Als besonders angenehm empfand ich, daß die Lehrer, die zwar nichts mit der Organisation des Festes zu tun hatten, aber doch die Verantwortung für uns trugen, nicht als Aufpasser, sondern als Zuschauer mit uns kamen.

B. WITT: Das Verhältnis wurde nicht nur zwischen den Schülern gebessert, sondern auch zwischen Lehrern und Schülern. Das ist meiner Meinung nach auch wichtig für den Unterricht, denn es ist ein Unterschied, ob man den Lehrer der unterrichten soll, leiden mag oder nicht.

O. HEUMANN: Eine bessere Verständigung zwischen Lehrern und Schülern ist zweifelsohne erreicht.



Der Höhepunkt des Festes

F. BOLLMEYER: Für eindeutige Höhepunkte halte ich das Gitarrenspiel der zehnten Klasse und das Fußballspiel, das von unserer Klasse organisiert und von Schülern aus der achten, neunten und zehnten Klasse gegen eine Lehrerauswahl gespielt wurde. Das Spiel wurde noch vor dem Mittagessen ausgetragen. Obwohl sich die Lehrer manchmal fast zu tapfer schlugen, kam es nicht über ein 0:4 für sie hinaus. Manche mutige Alleingänge auf Seiten der Lehrer und dramatische Situationen vor dem Lehrertor würzten das Spiel, so daß es für die Zuschauer ein Genuß war. Doch in der zweiten Halbzeit sah man eindeutig die Konditionsschwächen bei den Lehrern, und daß ein Tor nach dem anderen fiel.

O. HEUMANN: Der Höhepunkt des Festes war zweifellos das Fußballspiel. Ich interessiere mich gewöhnlich nicht so sehr für Fußball, aber von diesem Spiel war ich hingerissen. Es ist erstaunlich, daß sich auch manch einer der älteren Herren für dieses Spiel hergaben. Leider hatten die Lehrer keine Chance auf einen Sieg, und eigentlich hätte ich ihnen mehr zugetraut.

H. KONIETZKA: Am besten gefielen mir das Fußballspiel und das Gitarrenspiel der zehnten Klasse. Beim Fußballspiel geht es ja bekanntlich sehr hart her, und die Anhänger guten Fußballs konnten sich bei dem Spiel nicht beklagen. Beide Parteien lieferten eine wirklich gute Partie und das Spiel war fair und gut. Der Erfolg der Schüler war zwar verdient, aber ein Ehrentor für die Lehrer hätte dabei sein müssen. Das Gitarrenspiel von Eckehard Barton und Uwe Ulferts möchte ich besonders herausheben. Sie haben sich wirklich sehr viel Mühe gegeben, mal etwas anderes zu bringen. Durch diese Einlage kam Abwechslung in das Programm, und ich bin sicher, es hat den Schülern und vielleicht auch einigen Lehrern gut gefallen.

C. ALFÄNGER: Die Krönung des Tages war ohne Zweifel für uns das Gitarrenspiel. Zuerst war ich etwas reserviert und ich glaubte nicht so recht an ihre Fähigkeiten. Aber mit jedem Stück schwanden die Zweifel, und zuletzt waren alle hell begeistert, besonders von der Eigenkomposition.

Und noch mehr Bilder – aber mit Kommentar von Klaus Ventzke Kl. 7a



Herr Franke ist ein kluger Mann,
doch was schaut er sich hier nur an?
Ist es die Akropolis,
eine Flasche Scotch Whisk',
oder eine schöne Miss.



2) Qui a raison?



1) Amateursportler der Karlstraße



Er ist uns allen gut bekannt,
und lenkt mit sehr geschickter Hand
die ungestüme Schüler Band'.

acquitas et continentia

Gegen acht Uhr kommen brausend
Menschenmassen, Füße tausend
oder mehr noch, die dort trampeln,
Arme, Beine, die dort zappeln
auf den Treppen, an den Türen,
die in Klassenräumen führen.
Klingelzeichen! - Es herrscht Ruh',
alle Türen gehen zu.

Hier heißt's jetzt: die Ohren spitzen,
dort muß man beim Aufsatz schwitzen,
alles muß sich konzentrieren,
soll die Arbeit sich rentieren.
Ruhe ist hier Bürgerpflicht,
sonst gelingt die Sache nicht.
Kommt da ein Spektakelhaufen
plötzlich in das Haus gelaufen
mit Getobe und Geschrei -
schon ist's mit der Ruh vorbei.
Mitten in der ersten Stunde
brüllt auch auf dem Hof die Runde!
- Formeln, Lyrik sind verflogen,
die Gedanken sind verbogen.
Mancher, auf des Messers Schneide,
bringt zu seinem großen Leide
nur noch eine „Fünf“ zustande
und verflucht die Rasselbande.
Neunzehn Klassen sind verstimmt,
weil ein Trupp nicht Rücksicht nimmt.

Nach der Stunde in der Pause
eilt man in den Hof zum Schmause.
Die Minuten in der Sonne
will genießen man mit Wonne.
Doch so mancher Trödelhaufen,
die nicht gerne Treppen laufen,
hängen wie die Bienentrauben
an den Treppen - kaum zu glauben,
stören alle, die der Luft-
hunger auf den Schulhof ruft.

Treppenhaus ist schön, doch Sport,
der gehört an and'ren Ort.
Auch der Hof, zur Pausenzeit,
ist für Nurmis nicht bereit.
Mancher Knirps, dort umgerannt,
wird auf's Krankenbett gebannt,
manche dicke, blaue Beule
zeugt von ungebärd'ger Eile.
Arm gebrochen, Fuß verstaucht,
Knie blutig, Kraft verbraucht.
Ordnung sein muß im Gedränge,
allzu groß ist hier die Enge!

Die Moral von der Geschichte:
Werd ein Egoiste nicht!
Zeitgenossen dieser Sorte
sind hier fehl an diesem Orte.
Sei stets fröhlich, frisch und frei,
doch an an'dre denk dabei!

Frl. Dr. Magnussen





Bertolt Brecht

Ich möchte mit meinem Artikel das Leben und Schaffen Bertolt Brechts behandeln.

Bertolt Brecht, der am 10. Februar 1898 in Augsburg geboren wurde, schloß seine Ausbildung mit dem Studium der Medizin in München ab. Schon im Alter von 16 Jahren schrieb er seine ersten Gedichte (Der Nachgeborene; Moderne Legende) und veröffentlichte sie unter einem Pseudonym in der Augsburger Tageszeitung.

Während des Ersten Weltkrieges schrieb Brecht einen Aufsatz mit pazifistischen Ideen, die unweigerlich die bestehenden Verhältnisse anprangern mußten, und es bestand die Gefahr einer Schulentlassung. Obwohl Brecht die Gefahr erkannte, ließ er sich nicht von seiner Offenheit abbringen. Das hatte zur Folge, daß er in der Zeit des Nationalsozialismus emigrieren mußte und seine Werke in Deutschland verboten wurden. Er mußte lange auf eine Rückkehr in die Heimat warten, denn die Alliierten verweigerten ihm die Einreise nach Westdeutschland. Aus diesem Grunde siedelte er nach Ostberlin über und leitete dort, bis zu seinem Tode am 14. August 1956 das „Berliner Ensemble“. Brechts Werke sind von der Idee des Marxismus durchzogen. Sie haben meist das Arbeiterleben oder das Problem der Unterdrückten zum Thema. Selbst sein wohl bekanntestes Werk, die „Dreigroschenoper“ behandelt das Hinterhofmilieu. Aber er nimmt auch zu aktuellen politischen Fragen Stellung. Er verallgemeinert sie, so daß sie allgemein gültig sind. Er verknüpft Schicksale und behandelt die Einwirkung der Menschen aufeinander. Durch die Bildkraft seiner Sprache, die vom Grauen der Zeit durchdrungen ist, erreicht er, daß sich jeder von uns angesprochen fühlt.

Mit Brecht erhielt Deutschland einen Dichter, der die deutsche Sprache wieder aufleben ließ, und der außerdem neue dichterische Formen anwandte. Andere Dichter sind gewissermaßen noch vom Christentum durchdrungen, sie verhalten sich zum Jenseits. Brecht hingegen, meiner Ansicht nach ein Atheist, hat eine engere Verbindung zum Diesseits und verspottet zeitweise die Priester.

Brecht hatte die außerordentliche Gabe, alles in Worte zu fassen, was ihn bewegte. Er konnte sich jeder politischen Lage anpassen, d.h. er konnte mit jeder politischen Lage als Schriftsteller etwas anfangen.

Bertolt Brecht hat uns zahlreiche Beispiele hinterlassen, in denen diese Fähigkeit zum Ausdruck kommt, z.B.: „Mutter Courage und ihre Kinder“ (Eine Chronik aus dem Dreißigjährigen Krieg). Dieses Werk hat mit dem Dreißigjährigen

Krieg sehr wenig zu tun. Es soll lediglich darauf hinweisen, daß der Krieg die menschlichen Tugenden zerstört und daß er darum abgelehnt werden muß. Es sei gesagt, daß dieses Werk am Anfang des Zweiten Weltkrieges entstand und 1941 in der neutralen Schweiz, in Zürich, uraufgeführt wurde. Brecht hat also seine pazifistischen Gedanken nie aufgegeben.

Brecht selbst gibt eine sehr einfache Erklärung für den Aufbau seiner Werke:

„Über literarische Formen muß man die Realität befragen nicht die Ästhetik, auch nicht die des Realismus. Die Wahrheit kann auf viele Arten verschwiegen und auf viele Arten gesagt werden.“

Hannelore Heitmann, 11 m

Buchempfehlung

Buch: RoRoRo Duden Lexikon, Taschenbuchausgabe. Das grüne RoRoRo Duden Lexikon wurde im September 1966 veröffentlicht und hat jetzt bereits eine Auflage von 100 000 erreicht. Es ist bearbeitet und herausgegeben von der Lexikonredaktion des Bibliographischen Instituts.

Zu einem vollständigen Satz der Ausgabe gehören 9 Bücher, die alle einzigartig durchgearbeitet und illustriert sind. Ein Band enthält rund 75 000 Stichwörter, rund 2000 Seiten, 4000 Photos und Zeichnungen im Text und über 2500 bunte Bilder und Karten. Das Lexikon ist sehr ausführlich und gut verständlich in seinen Definitionen. Für Schul- und Privatgebrauch ist es zu empfehlen. Ein Band kostet 3,80 DM und ist in jeder Buchhandlung zu erhalten.

Marlis Franke, 11 m

Auszug aus Band 8:

Schüttelfrost, starkes Frostgefühl mit nicht zu unterdrückendem Schütteln des ganzen Körpers; Symptom einer hohen Fieberzacke [bei Beginn einer Infektionskrankheit].

Schüttellähmung † Parkinsonsche Krankheit.

Schüttelreim, Reimspiel, bei dem die Anfangskonsonanten der reimenden Silben vertauscht werden, so daß neue Worte entstehen.

Schüttelrutsche, Förderrinne, in der durch Schüttelbewegung Massengüter (Erz, Steine, Kohlen) befördert werden.

Schüttelinseln, zwei große, von der Donau gebildete Inseln sw. v. Preßburg, unterhalb des Eintritts der Donau ins Oberungarische Tiefland: *Große Schüttelinsel*, 1540 km², zur ČSSR, *Kleine Schüttelinsel*, 275 km², zu Ungarn gehörig; im N die Kleine, im S die Wieselburger und dazwischen die Große Donau; Gemüse-, Obstbau.

Schüttelpflanzen † Ruderalpflanzen.

Schütz, Heinrich, * 1585, † 1672, dt. Komponist; seit 1617 (mit Unterbrechungen) in Dresden am kurfürstl. Hofe. Sein Stil beruht auf der Verbindung der Polyphonie mit italienischen Elementen (Monodie); Oper „Dafne“ (erste dt. Oper; Musik verloren), weltl. Madrigale, kleine geistliche Konzerte, Psalmen Davids, musikalische Exequien, Auferstehungshistorie, Weihnachtsoratorium, Passionen.

Auslösung elektromagnetisch oder durch Preßluft erfolgt (Elektrotechnik).

Schutzaufsicht, auf Antrag oder aus Anlaß einer Straftat vom Jugend- bzw. Vormundschaftsgericht angeordnet. Überwachungsmaßnahme zur Verhütung der körperlichen, geistigen oder seelischen Verwahrlosung Minderjähriger.

Schutzbrief, vom Staatsoberhaupt gewährte Garantie für gefährdete Personen (Angeklagte, religiöse Minderheiten); † freies Geleit.

Schütze, das Sternbild † Sagittarius.

Schützen (Webschiffchen), Gerät zur Aufnahme der Schußgarnspule; wird durch das geöffnete Webfach von Webkante zu Webkante geschlagen.

Schützenbruderschaften, kathol. Schützenvereinigungen unter dem Patronat des hl. † Sebastian, v. a. in Westfalen und im Rheinland.

Schützenfisch (Toxotes jaculator), barschähnlicher Fisch, bes. in SO-Asien; fängt Insekten, die an Pflanzen über der Wasseroberfläche sitzen, indem er sie durch einen gezielten, aus dem Maul gespritzten Wasserstrahl herunterschleßt.

Schützengesellschaften, in den ma. Städten entstandene zunftartige Vereinigungen zur Pflege des Schießsports; sie erlangten teilweise polit.-militär. Bedeutung, so im Kampf gegen Spanien die niederländ. Sch., von den Malern des 16./17.

NSG-Ver

Unser moralisches Recht: Ausrottung der Juden (Himmler 4.10.1943 in Posen)

Kristallnacht 9./10. November 1938: organisierte Pogrome-Anzündung von Synagogen, Zerstörung von jüdischen Wohnungen und Geschäften. Seit Hitlers Machtergreifung herrschte bei der Verfolgung der Juden offiziell das Bestreben vor, sie durch Rassengesetze aus dem bürgerlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben zu verdrängen und dadurch zur Auswanderung zu veranlassen, nach Möglichkeit unter Zurücklassung des Vermögens. Der Antisemitismus kennt schon frühe Beispiele: 613 Glaubensverfolgungen, die Juden wurden zu Ausgestoßenen der mittelalterlichen Welt; Vernichtung zur Zeit der Kreuzzüge; 1096 Judenmetzelen im Rheingebiet; 1163 - 1478 Volksaufstände und Judenaustreibungen; seit dem 16. Jahrhundert Einrichtung von Gettos, die Juden gerieten in eine Abgeschlossenheit innerhalb der christlich-ständischen Gesellschaft, sie waren auf den Handel und Geldverleih verwiesen. Der Antisemitismus war also gewissermaßen traditionell; die Einmaligkeit der nationalsozialistischen Judenverfolgung liegt darin, daß die Vernichtungsaktionen planmäßig durchgeführt wurden. Die Triebkräfte für solche Massenausrottungen liegen jenseits des Horizonts aller mitmenschlichen Beziehungen. Sie zeigen einen Einblick biologisch-materialistischer Kategorien in das politische Denken, die in Hitlers Reden 1928 zum Ausdruck kommen: „Die Idee des Kampfes ist so alt wie das Leben selbst, denn das Leben wird nur dadurch erhalten, daß anderes Leben im Kampfe zugrunde geht..... Welches Ziel auch immer der Mensch erreicht hat, er verdankt es seiner Schöpferkraft und seiner Brutalität....“ Bei den Judenverfolgungen im 3. Reich handelt es sich also um staatlich gelenkte Massenverbrechen, die in jeder Rechtsordnung strafbar wären. Wodurch läßt sich heute der Wunsch weiter Kreise der Bevölkerung rechtfertigen, die Prozesse gegen Angehörige der SS oder der Polizei einzustellen? Diese Menschen streben danach, eine schreckliche Vergangenheit zu verdrängen. Aber ist es richtig, furchtbares Unrecht mit dem Mantel des Schweigens zudecken zu wollen? Aus einer Statistik über die vom 1. Januar bis 1. September 1966 abgeschlossenen Verfahren gegen Mord oder Beihilfe zum Mord in der nationalsozialistischen Zeit, geht hervor, daß bei über 50 Prozent der wegen Beihilfe zum Mord durch zeitliche Freiheitsstrafen Verurteilten das Strafmaß in der Nähe der unteren Grenze des gesetzlichen Strafrahmens liegt. Die Angeklagten waren aber Befehlsgeber oder haben auf andere Weise an den Tötungsaktionen teilgenommen. Gibt es einen Unterschied zwischen der Tat und dem Täter eines NSG-Verbrechens und den Taten eines Kinder- oder oder Taximörders? Warum fordert die Bevölkerung in solchen Fällen die Wiedereinführung der Todesstrafe und ist gleichzeitig für die Einstellung der NSG-Prozesse? Ist nun das häufig angeführte Argument, „wir haben unter Druck gehandelt“ berechtigt? Es ist kein Fall bekannt geworden, in dem Angehörige der SS oder der Polizei bei Befehlsverweigerung getötet wurden, sie hatten natürlich Nachteile im persönlichen Leben. Oder war ihr Rechtsbewußtsein soweit eingeschlüfert, daß sie das Unrecht, das sie begingen, nicht wahrnahmen?

Unser Strafgesetzbuch ist nicht zugeschnitten auf einen derartigen Massenwahn, eine gerechte Bestrafung ist deshalb von vornherein ausgeschlossen. Rechtfertigt das die Einstellung der Prozesse, in denen der Mord gewissermaßen von

oben befohlen war? Die Angeklagten berufen sich darauf, im guten Glauben gehandelt zu haben. Warum stehen sie heute nicht dazu? Es scheint, als empfänden sie auch heute den Mord an Juden nicht als Unrecht, dazu haben sie, während der Untersuchungshaft, zulange abgeschlossen von der Gesellschaft gelebt. Die Zeugen, die in den Prozessen aussagen, wissen, daß unsere Generation keine Schuld hat an dem Leid, das sie erfahren mußten, an dem seelischen Schaden, den sie erlitten und daran, daß sie das Vertrauen zu den Menschen verloren. Viele von ihnen haben keine Haßgefühle gegen die Deutschen. Bei ihrer Aussage oder im privaten Gespräch zeigen sie eine gewisse Weisheit. Sie wollen keine Rache, sie sagen aus, um der Hintergründe willen.

Wir selbst dürfen aber auch nicht denjenigen, die auf der Anklagebank sitzen die alleinige Schuld zuschieben und uns frei fühlen. Nur wenn wir uns mit dem, was geschehen ist, auseinandersetzen, können wir frei sein, wenn wir Verantwortung fühlen. Wir können die damaligen Ereignisse nicht rückgängig machen, aber wir müssen eine moralische Schuld abtragen.

Sollten nicht um der Ehrlichkeit willen, um der Geschichte willen, die Prozesse weiter durchgeführt werden?

Hannelore Schulze IIm

AUSZUG AUS EINER REDE HEINRICH HIMMLERS VOM 4. OKTOBER 1943 VOR SS-FÜHRERN IN POSEN ÜBER MASSENERSCHESSUNGEN:

... Ich will hier vor Ihnen in aller Offenheit auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen. Unter uns soll es einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden. Genausowenig wie wir am 30. Juni 1934 gezögert haben, die befohlene Pflicht zu tun und Kameraden, die sich verfehlt hatten, an die Wand zu stellen und zu erschießen, genauso wenig haben wir darüber jemals gesprochen und werden je darüber sprechen. Es war eine Gott sei Dank in uns wohnende Selbstverständlichkeit des Taktes, daß wir uns untereinander nie darüber unterhalten haben, nie darüber sprachen. Es hat jeden geschauert, und doch war sich jeder darüber klar, daß er es das nächste Mal wieder tun würde, wenn es befohlen wird und wenn es notwendig ist.

Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen die man leicht ausspricht. - »Das jüdische Volk wird ausgerottet«, sagt ein jeder Parteigenosse, »ganz klar, steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden. Ausrottung, machen wir.« Und dann kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugehört, keiner hat es durchgesehen. Von euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn hundert Leichen beisammen liegen, wenn fünfhundert da liegen oder wenn tausend da liegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei - abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwäche - anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte ...

(Wulf: Das Dritte Reich und die Juden)

brechen



Sollten NS-Verbrechen heute noch so intensiv verfolgt und mit den heute üblichen Mitteln bestraft werden?

Ein heikles Thema, über das schon viel geschrieben und diskutiert worden ist. Ich könnte es mir also leicht machen und ein Résumé der Meinungen aus den führenden Zeitungen Deutschlands geben.

Aber ist es überhaupt gerechtfertigt, von intensiver Verfolgung der NS-Verbrechen zu sprechen? Kommt einem politischen Laien nicht der Verdacht, daß nur die ausführenden Werkzeuge heute noch belangt werden und daß die Schuld der geistigen Elite, also der Menschen ungesühnt bleibt, die dem Mythos vom Rassenfeind seine brutale Durchschlagskraft durch ihre terroristische Philosophie der Macht so viel Einflußmöglichkeiten gaben. Ergebnis dieser Ideologie sind 6000000 auf schändliche Weise getötete Juden.

Ohne Zweifel ist der Antisemitismus niemals ein ausschließlich deutsches Privileg gewesen, er hat zu allen Zeiten mit unterschiedlicher Intensivität überall dort existiert, wo Juden lebten. Aber das darf keine Entschuldigung sein; denn die Katastrophe des europäischen Judentums ist von Deutschland ausgegangen.

Nun werden seit Jahren Prozesse gegen die Männer geführt, die an der „Liquidation“ der Juden mitgewirkt haben. Woher kommt das Material für die Prozesse? Mit dieser Frage wird vom echten Problem abgelenkt. Es spielt gar keine Rolle, woher das Material kommt, wenn es darum geht Unrecht zu sühnen und Recht zu schaffen.

Recht und Gerechtigkeit sind Begriffe für höchste menschliche Güter, sind die stille Sehnsucht der Menschen und zugleich der höchste Anspruch an die menschliche Gesell-

schaft. In diesem hohen Sinne muß „Unrecht“, also Verbrechen, gesühnt, aber nicht gerächt werden.

Zwischen einem Mord und millionenfachen Mord gibt es keinen prinzipiellen, sondern nur einen graduellen Unterschied. Wenn das Sühnebedürfnis für einen Mord vom Gesetzgeber nach 30 Jahren verneint wird, dann darf das Rachebedürfnis eines grausam mißhandelten Volkes, das es übrigens zu jener Zeit im staatsrechtlichen Sinne noch gar nicht gab, nicht Grund sein für die Abwandlung feststehender Rechtsbegriffe. In jedem Rechtsstaat würde mit Entrüstung abgelehnt werden, nachträglich Gesetze zu schaffen, die rückwirkend angewandt werden dürfen. Der deutsche Bundestag hat es trotzdem getan, um vor aller Welt deutlich zu machen, daß wir alles tun wollen, um das entsetzlichste Kapitel der deutschen Vergangenheit zu bewältigen.

Ich denke nicht daran, die Lauterkeit und die Reinheit der Motive anzuzweifeln, die für die Verlängerung der Verjährungsfrist stimmten.

Thomas Dehlers Meinung, daß man den strafrechtlichen Schlußstrich unter dieses düstere Kapitel setzen muß, erscheint mir allein richtig. Folgende Gründe zwingen mich dazu:

Das Recht ist ein absoluter Wert, er darf nie aus Zweckmäßigungsgründen abgewandelt werden.

Ich halte jenes Recht, das rückwirkende gesetzliche Bestimmungen erläßt, für Unrecht.

Außerdem erscheint es mir fragwürdig, mit Hilfe dieser Prozesse nachweisen zu wollen, daß die Deutschen äußerlich und innerlich den Nationalsozialismus überwunden haben. Ist das nicht vielmehr eine Politik des schlechten Gewissens? Daß die Bundesrepublik ein demokratischer, innerlich erneuerter Staat ist, muß außerhalb der Gerichtssäle bewiesen werden.

Ewald Bucher trat als Justizminister zurück, weil er nicht ein Gesetz unterzeichnen wollte, das seinem Rechtsbewußtsein und seinem Gewissen widersprach. Muß man nicht Respekt vor diesem Mann haben?

Ich will nichts beschönigen und nichts verteidigen. Ich verabscheue die NS-Verbrechen wie jeder nüchtern denkende Mensch. Abscheu aber kann nie ein neues Rechtsgut schaffen. Der Schlußstrich wurde nicht gezogen. Um des Rechtes willen ist das zu bedauern.

Anne Marie Winter, 11a



Die Strafverfolgung nationalsozialistischer Gewaltverbrecher

Seit Kains Brudermord hat sich die Menschheit damit abfinden müssen, daß es in jeder Gesellschaftsform die gewaltsame Tötung des Menschen durch den Menschen gibt. Die Gesetze aller Länder haben dem Rechnung getragen, indem sie Mord mit der Höchststrafe belegen, die auch heute noch oft wiederum in der Tötung des Täters besteht.

Unserer Zeit blieb es vorbehalten, eine neue Erscheinungsform des Mordes hervorzubringen, die dem traditionellen Tatbestand so wenig entspricht, daß die Gesellschaft mit ihrer althergebrachten Rechtsprechung überfordert zu sein scheint. Gemeint sind die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen, im neutralisierenden Juristendeutsch NSG-Verbrechen genannt.

Wenn hier von diesen NSG-Verbrechen die Rede ist, so muß bedacht werden, daß diese Gewaltverbrechen vor einem weltweiten blutigen Hintergrund stehen. In diesem Jahrhundert hat sich in vielen Ländern der staatlich organisierte oder zumindest vom Staat begünstigte Mord über die konventionellen Gewaltverbrechen gelagert.

Wir Deutschen haben uns, unbeschadet des internationalen Charakters dieses Phänomens, zuerst und vor allem mit den Gewaltverbrechen des Nationalsozialismus zu befassen. Der Tatbestand ist klar: Während der NS-Zeit sind Menschen in großer Zahl ohne gesetzliche Grundlage, und ohne in Kriegshandlungen verwickelt gewesen zu sein, getötet worden. Die Tötung wurde nicht öffentlich vollzogen und verstieß gegen die bestehende Gesellschaftsmoral. Die damalige Staatsautorität deckte aber diesen Massenmord, wenn sie ihn auch nicht legalisierte. Der Mordparagraph des Strafgesetzbuches blieb in Kraft. Die deutschen Staatsanwälte wandten ihn aber nicht an, denn die Morde im Gefolge der NS-Ideologie erfolgten. Die Verfolgung der Täter wurde darum erst nach 1945 möglich.

Seitdem hören wir von den Prozessen gegen nationalsozialistische Gewalttäter. Die Öffentlichkeit wird dabei immer wieder durch die Zahl der Opfer geschockt, die von der Anklage den einzelnen Tätern vorgehalten werden. Im gegenwärtig in Hagen verhandelten „Sobibor-Prozeß“ geht der Staatsanwalt davon aus, daß mindestens 150 000 Opfer nachgewiesen werden könnten. Wenn dann am Ende solcher Prozesse Urteile von vielleicht acht Jahren Zuchthaus stehen, wird der deutschen Justiz oft vorgeworfen, wie billig sie einen NS-Mord mache. Da liest man dann in der Zeitung, daß der Täter etwa eine halbe Stunde Zuchthaus pro Opfer erhalten habe. Besonders im Ausland ist diese Betrachtungsweise der NSG-Prozesse verbreitet.

Die deutsche Justiz fühlt sich den NSG-Verbrechern gegenüber gar nicht wohl. Nicht etwa, weil sie den nationalsozialistischen Gewalttäter nicht abgeurteilt sehen will. Die deutschen Richter und Staatsanwälte fühlen sich nur durch den Auftrag, die NS-Mörder strafrechtlich zu verfolgen, angesichts der bestehenden Rechtssituation überfordert. Die Staatsanwaltschaft muß nämlich auf Grund des alten Mordparagraphen (§ 211 StGB) in der Fassung von 1943 Anklage erheben. Dort heißt es, daß ein Mörder ist, wer aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder aus anderen niedrigen Beweggründen tötet. Ferner bezeichnen Heimtücke, Grausamkeit und die Anwendung gemeinfährlicher Mittel den Mörder.

Nun gibt es freilich den NS-Täter, der aus niedriger Gesinnung, grausam und voller Heimtücke getötet hat. Das ist in der Regel der SS-Mann, der im Lager Wachdienste versah und für den die KZ-Insassen Freiwild darstellten, aus dem er unter fadenscheinigen Vorwänden seine Opfer abknallen konnte.

Die höheren SS-Chargen und die NS-Verwaltungsprominenz haben zwar die Massentötungen organisiert und geleitet, sie sind aber als sogenannte Schreibtischtäter mit Hilfe des Mordparagraphen kaum zu verurteilen. Die Staatsanwaltschaft muß sich also bemühen, ihnen eine höchstpersönliche vollbrachte exzessive Tötung nachzuweisen, um sie als Mörder zu überführen. Diesen Nachweis zu erbringen, ist 25 Jahre

nach der Tat ungemein schwierig. Der Hildebrand-Prozeß macht das überdeutlich. Meist wird am Ende der oft widersprüchlichen und unklaren Zeugenaussagen beim Gericht der Eindruck vorherrschen, eine letzte Klarheit sei nicht mehr zu gewinnen; die Höchststrafe für Mord, nämlich lebenslänglich Zuchthaus, sei guten Gewissens nicht zu verhängen.



Damit ist aber das Gericht auf einen Weg verwiesen, den besonders die Laienrichter gern mitgehen: die Verurteilung wegen Beihilfe zum Mord. Unsere Rechtsprechung verurteilt ausgehend zum Beihilfeparagraphen des Strafgesetzbuches die Beihilfe zum Mord nur mit einem Teil der Höchststrafe, mit eben jenen acht Jahren, die zur Zahl der Opfer ein so schreiendes Mißverhältnis bilden. Wir wissen nun, daß die milde Strafe verhängt worden ist, weil der NS-Täter nicht als Mörder im klassischen Sinne des Strafrechts betrachtet und nur wegen Beihilfe verurteilt wird.

Die deutsche Justiz ist sicherlich in einer schwierigen Situation. Sie soll Organisatoren eines tausendfachen Mordes wie einen heimtückischen Messerstecher behandeln, wo doch die NS-Töter ihre Opfer nur als abstrakte Zahlengröße am Schreibtisch behandelten. Wir werden allerdings fragen dürfen, ob nicht Heimtücke, niedrige Beweggründe und die Anwendung gemeingefährlicher Mittel auch für den Schreibtischtäter gelten. Bei ihm begann der moralische Zersetzungsprozeß, der allein den exzessiven NS-Töter möglich machte. Diesen als Mörder anzusehen und den anderen nur wegen Beihilfe zu belangen oder gar laufen zu lassen, widerspricht dem allgemeinen Gerechtigkeitsempfinden.

Nicht selten sind aber Richter und Staatsanwälte auch aus einem anderen Grunde in einer mißlichen Situation: Sie sollen Verbrechen unter Anklage stellen und verurteilen, die sie selbst während der NS-Zeit gewußt aber ignoriert haben. Hier wird die Verurteilung wegen Beihilfe der gern gewählte Ausweg sein, dem die Geschworenen willig folgen. Eine Gesellschaft, die es hingenommen hat, daß die Politik kriminalisiert worden ist, wird kaum imstande sein, diesen Vortrag nachträglich durch Gerichtsprozesse aufzuarbeiten. Zu sehr ist der NS-Täter mit seiner Schuld in die Gesellschaft verflochten.

Wenn der Gesetzgeber eine neue Rechtsgrundlage zur Aburteilung von NS-Verbrechern geschaffen hätte, wenn er etwa den Tatbestand des Völkermords fixiert hätte, wenn er die Bildung von Sondergerichten zugelassen hätte, wären viele NSG-Täter sicherlich mit lebenslänglich Zuchthaus bestraft worden, die heute nur einige Jahre Zuchthaus erhalten. Allerdings hätte diese neue Rechtsgrundlage rückwirkend in Kraft treten müssen. Vor dieser Rückwirkung und vor den Sondergerichten scheute der Gesetzgeber zurück. Er kam der Justiz nur einmal zur Hilfe, als er die Verjährungsfrist neu festsetzte. Sie läuft nun 1969 aus. Dann sind nur noch Prozesse möglich, die mit rechtlichen Maßnahmen vor 1969 eingeleitet worden sind.

Die deutschen Schwurgerichte müssen also Massenmord, der staatlich toleriert gewesen ist, weiterhin mit dem alten Mordparagraphen aburteilen, der für einen anderen Verbrechenstyp bestimmt ist. Die Strafverfolgung der NSG-Verbrechen wird also unbefriedigend bleiben. Sie wird weiterhin nur den exzessiven Täter mit der ganzen Schwere des Gesetzes treffen können. Und auch beim Exzessiven Täter stellt sich jedoch die Frage, ob nach so langer Zeit noch die Identität seiner Persönlichkeit mit dem Menschen von damals besteht. Fast scheint es, daß NSG-Verbrechen in unserer Gesellschaft nicht gerecht abgeurteilt werden können. Vielleicht liegt der Sinn solcher Prozesse in der Demonstration menschlicher und staatlicher Ungeheuerlichkeit. Das aber ist wiederum nicht die Aufgabe unserer Gerichte.

Horst W. Franke



Sollen die NS-Verbrechen heute noch so intensiv verfolgt werden?

Zwanzig Jahre sind vergangen, seit Tausende von Juden in Gaskammern und bei Erschießungen ihr Leben lassen mußten also gerade soviel Jahre, wie für die Verjährungsfrist vom Morden gesetzlich bestimmt waren. Zwanzig Jahre, finde ich, genügen wirklich für die Verjährungsfrist. Dennoch hat unsere Regierung einen Weg gefunden, diese festgesetzte Zeit zu überschreiten. Sie behauptet, daß die NS-Verbrecher in den Wirren der ersten vier Nachkriegsjahre nicht so intensiv verfolgt werden konnten, darum ist die Frist bis Mai 1969 verlängert worden.

Protestmärsche gegen die Ablaufzeit der Verjährungsfrist haben uns gezeigt, daß in weiten Kreisen die Ansicht vertreten wird, daß es richtig ist, NS-Verbrechen auch weiterhin zu verfolgen.



Selbst Bundeskanzler Erhard bekannte auf einer Berliner Pressekonferenz: „Für mich wäre es unerträglich, wenn solche brutalen und gemeinen Massenmörder nicht mehr der Strafe unterworfen wären.“ - Gleichzeitig forderte die israelische Regierung, die Verjährungsfrist zu verlängern, wie Ulbricht, der sie auf unbegrenzte Zeit ausdehnen ließ.

Tatsächlich sind die Grausamkeiten, die in den Konzentrationslagern geschehen sind, unbeschreiblich. Die Juden waren den deutschen Befehlshabern vollkommen ausgeliefert. Ein Befehl, ein Fingerdruck - und Hunderte von Menschenleben wurden ausgelöscht. Wie viele Fanatiker haben dann noch zusätzliche Judenmorde begangen, von denen nie etwas an die Öffentlichkeit kam.

Doch zwanzig Jahre verfolgen uns diese schmutzige Tagen der Nationalsozialisten schon. Sollen wir Deutschen aber ewig den Schatten der Vergangenheit im Rücken haben? Wir leben schließlich in einer ganz neuen Epoche. Die Jugend lernt die nationalsozialistische Zeit nur aus dem Geschichtsunterricht, aus Büchern und Zeitungen kennen. Der heutige Bundesbürger soll endlich ein Recht haben, mit der Vergangenheit abschließen zu dürfen. Aber das Ausland verlangt - und wir folgen! Will man dem Ausland eigentlich imponieren, indem man ihm immer wieder zeigt, was die Deutschen einmal getan haben? Diese Schande fällt doch auf das gesamte deutsche Volk zurück!



Schließlich haben die anderen Nationen die Deutschen auch nicht gerade mit Glacéhandschuhen angefaßt. Ich erinnere nur an den „Bromberger Blutsonntag“ im September 1939, wo über 1000 Deutsche von den Polen erschossen, erschlagen und zu Tode gemartert wurden. Dieses geschah an einem einzigen Tag in einer einzigen Stadt. In anderen Städten war es bestimmt ebenso. Nur wenig kommt von diesen Taten an die Weltöffentlichkeit.

Doch davon abgesehen, wen kann man heute noch für diese NS-Verbrechen wirklich verantwortlich machen? Viele der obersten Befehlshaber sind den Fängen der Justiz entkommen, leben nicht mehr oder sind schon in den ersten Nachkriegsjahren verhaftet worden. Heute stehen meistens solche Leute vor Gericht, deren Anklage auf „Beihilfe zum Mord“ lautet, also vor allen Dingen Männer und manchmal Frauen, die eine untergeordnete Stellung inne hatten. Sie führten nur Befehle aus, sonst wären sie vielleicht selbst getötet worden. Darf man sie deswegen bestrafen? Sind wir doch ehrlich, hätten wir nicht genauso gehandelt? Viele wußten nicht einmal, welches Medikament sie dem Kranken gaben, welche Funktion der Hebel hatte, den sie betätigten, oder der Knopf, den sie drückten.

Die Wahrheit herauszufinden, ist für den Richter, der solch einen Prozeß führt, ein wahres Puzzlespiel. Die Zeugen und Angeklagten sind alt geworden und erinnern sich nur schwer an Details. Der genaue Tatbestand bleibt verschwommen. Wie soll der Richter unter diesen Umständen ein gerechtes Urteil fällen? Heidemarie Malner, Kl. 11m

Sollten NS-Verbrechen heute noch so intensiv verfolgt werden?

Noch heute werden NS-Verbrecher sehr hart bestraft; diese Menschen haben sich im 3. Reich viel zu Schulden kommen lassen. Entweder waren sie an Massenermordungen indirekt, das heißt, sie haben die ihnen gegebenen Befehle ausgeführt, oder direkt, das heißt, sie haben die Mordbefehle gegeben, beteiligt. Damit sie ihrer Strafe nicht noch nach Jahren entgehen können, ist die Verjährungsfrist verlängert worden. Aber geschahen diese Ermordungen nicht unter einem politischen Zwang? Die Angeklagten mußten es ja tun. Allerdings könnte man sich nun fragen, wessen Leben mehr Wert hat, das eines Menschen oder das von hunderten.

Damals war doch eine ganz andere Zeit, andere Gesetze herrschten. Ich meine, man kann doch nicht später, wenn sich die Gesetze geändert haben, Menschen für ihre Taten verurteilen, für die sie in ihrer Zeit nie bestraft worden wären. Außerdem ist doch für uns Jugendliche das 3. Reich nur Geschichte. Wir stehen doch mit dieser Zeit selbst gar nicht mehr in Verbindung. Weshalb versucht man denn mit aller Kraft die Vergangenheit in die Gegenwart zurückzurufen?

Ich möchte meine Ansichten noch durch ein Beispiel belegen: Familie x wohnt in der Stadt y. Es geht ihr gut, denn sie hat es zu einigem Wohlstand gebracht. Herr x war früher einmal in der SS und hat eine führende Stellung gehabt. Nun ist durch irgendeinen dummen Zufall seine Tätigkeit im 3. Reich bekannt geworden, und er soll als NS-Verbrecher verurteilt werden. Er hat seine Fehler längst eingesehen aber nun versucht man die schreckliche Vergangenheit wieder hervorzukramen, und ihn für das, was er selbst fast verwunden hatte, zu bestrafen. Mit dieser Handlungsweise ist seine Familie für immer ins Unglück geschickt.

Ich meine, man sollte mit den „Menschenjagden“ aufhören, denn hat nicht ein Mensch schon Strafe genug, wenn er in der grauen Erinnerung und stetigen Angst entdeckt zu werden gelebt hat???

Britta Süße, 11m

Nur so:

Der 29jährige amerikanische Oberleutnant Gerald M. Werner aus dem Bundesstaat Minnesota ist am 18. Oktober 1966 freigesprochen worden wegen völliger Zurechnungsunfähigkeit! In der Nacht zum 14. März 1964 ertränkte er seine deutsche Freundin in der Badewanne seiner Wohnung in Bayreuth. Er zerstückelte die Leiche, warf einige Teile in die Toilette und die übrigen verteilte er entlang der Autobahn München-Berlin.

Im ersten Mordprozeß gegen Werner im Herbst 1965 konnten sich die Sachverständigen über seinen Geisteszustand nicht einig werden. Der Prozeß wurde abgebrochen.

Nachdem mehrere Gutachter Werner für geisteskrank erklärten, wurde ein neues dreitägiges Verfahren eingeleitet, in dem der Angeklagte kein Wort äußerte. Der Staatsanwalt änderte auf Grund der Gutachten seine Auffassung. Vorher ständig lebenslänglich Zuchthaus gefordert, beantragte er nun Freispruch und Einweisung in eine Heilanstalt. Dieser Antrag stimmte mit dem des Verteidigers überein, der sich von vornherein dafür eingesetzt hatte, Werner in eine Anstalt zu schicken.

- Woher meinte der Strafverteidiger nur zu wissen, daß sein Klient geistesgestört ist? -

Bei der Urteilsverkündung trug Werner seine Offiziersuniform mit Ordensspange! Bereitwillig ließ er sich fotografieren und lächelte sogar in die Kamera.

Ist Werner nun wirklich geistesgestört? Diese nicht von heute auf morgen erscheinende Krankheit hat vorher noch niemand bemerkt? Erst ein grausamer Mord bringt sie zum Vorschein? Werner wird jetzt in eine Heilanstalt eingewiesen. Vielleicht wird er bald, „gesund“ erklärt, entlassen.

Monika Höchel, 11m

... immer mit der Jugend

Wachendorf

Schuhe

Ansgaritorstraße 21 Ostertorsteinweg 48/49

Schwestern-Helferinnen-Lehrgang des Johanniterordens in Bad Lippspringe

Vor langer Zeit hielt eine blonde, temperamentvolle Dame, Frau von Groote, in unserer Schule einen Vortrag über Schwestern-Helferinnen-Ausbildung beim Johanniterorden, einem sehr alten evangelischen Orden.

Wir alle gingen doch ziemlich uninteressiert in unsere „Aula“ und wären, wenn wir gedurft hätten, sogar weggeblieben. Aber die Art, wie Frau von Groote dann den Kursus, Bad Lippspringe und die Schwestern-Helferinnenschule schilderte, weckte doch sicherlich in manchen von uns ein Fünkchen Interesse.

Nun - bei mir war ein etwas größerer Funke entfacht, und ich entschloß mich, diesen Lehrgang mitzumachen, und zwar zwei Wochen theoretisch und zwei Wochen praktisch.

Auf die Anmeldung bekam ich den Anreisetag mitgeteilt (in der Schule wurde ich acht Tage beurlaubt) und auf ging's nach Bad Lippspringe.

Die Schwestern-Helferinnen-Schule ist ein ehemaliges Johanniterhospiz für Lungen- und Asthmakranke (wie Bad Lippspringe ja ein Kurort gegen Asthma und Allergien ist). Es ist also kein neues Haus. Man schläft dort in Einzel- bis Vierbettzimmern (wobei die Einzelzimmer selbstverständlich den älteren Damen vorbehalten bleiben).

Ich schlief also in einem Vierbettzimmer mit zwei anderen Mädchen zusammen. Ich bekam am Anreisetag abends noch eine Schwestern-Helferinnen-Tracht, aber nur leihweise, bis ich meine eigene, bestehend aus zwei Kleidern mit Zubehör und zwei Hauben bekam, die ich jetzt hier zu Hause habe. Am nächsten Tag setzte der regelmäßige Unterricht mit folgendem Tagesprogramm ein: 8.15 Uhr: Frühstück, 9 bis 11.30 Uhr: Unterricht, 12 Uhr: Mittagessen, 14.30 bis 18 Uhr: Unterricht, 18.30 Uhr: Abendessen.

Der Unterricht am Vormittag wurde von der Lehrschwester, Schwester Hildegard, gegeben und umfaßte praktische Krankenpflege, Verbandslehre und alles, was im Krankenhaus getan wird. All dieses übten wir an Gegenständen, die im Krankenhaus tatsächlich gebraucht werden, angefangen beim Inventar des Krankenzimmers über das des Schwesternzimmers bis zu dem des Operationssaales, die das Haus als Lehrmittel besitzt.

Wir mußten uns eine Fieberkurve ausdenken, Puls zählen, Spritzen aufziehen, Operation und Infusionen vorbereiten, „Schwerkranke“ betten, waschen, anziehen und füttern und vieles mehr.

In der Mittagspause mußte man das Gelernte schriftlich ausarbeiten, denn auch praktisches kann man nicht so behalten, wenn es auch noch so selbstverständlich erscheint. Allerdings konnte man diese Mittagszeit unter Vernachlässigung der schriftlichen Arbeiten auch zum Schwimmen und Sonnen im Thermal-Freibad ausnutzen, wozu das herrliche Wetter geradezu einlud.

Nachmittags hatten wir dann zwei Stunden Anatomie bei einem Arzt, Dr. Fischer, und danach bis 18 Uhr wieder bei Schwester Hildegard Unterricht.

Obwohl wir zwischen jeder Stunde noch eine viertelstunde Pause hatten, war ein solcher Tag doch recht ausgefüllt. Alles, was ich dort gelernt habe, war hochinteressant und besonders in der Anatomie nützlich für die Schule. Aber das Anstrengende an dem Unterricht war, daßer zum größten Teil aus einem fortlaufenden Vortrag (besonders in der Anatomie) bestand, bei dem selten Zwischenfragen gestellt wurden. Während in der Schule alles gemeinsam verarbeitet wird, mußte man sich dort immer bemühen, alles mitzubekommen und nicht, während man das eine schrieb, das andere zu überhören.

Den Abschluß dieses Lehrgangs bildet natürlich eine Prüfung, in der man in Krankenpflege, Anatomie und Verbandslehre geprüft wurde. Erst nach bestandener Prüfung darf man die Haube tragen.

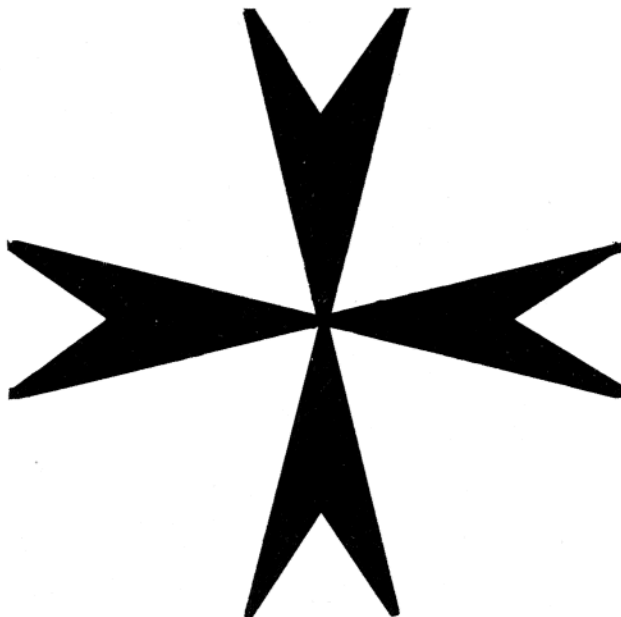
In dieser Schwestern-Helferinnen-Schule wird regelmäßig im Anschluß an die Ausbildung ein ABC-Lehrgang durchgeführt, in dem man von atomaren, biologischen und chemischen Krampfstoffen, deren Wirkung und Begegnung hört. Was dort erklärt wird, ist nicht unbedingt erfreulich, aber hochinteressant, denn wer weiß schon, wie zum Beispiel eine Atombombe funktioniert? Vielleicht kann man etwas

von diesem Unterricht mal in der Physik verwerten.

Die am Anfang erwähnten vierzehn Tage Praktikum werde ich in den Weihnachtsferien machen, wonach ich dann völlig ausgebildet bin, mich Schwestern-Helferin nennen und die Schwestern-Helferinnen-Brosche tragen darf.

Obwohl ich es jetzt noch nicht richtig beurteilen kann, glaube ich doch, daß dieser Dienst am Kranken mich genauso wie viele andere sehr befriedigen wird.

Dörte Arendt, II m



Lügen Geschichten

Im Urwald

Als ich einmal in Afrika war, ging ich in den Urwald. Meine Büchse ließ ich zu Hause, denn ich bin ja kein Angsthase. Nun ging ich schon zwei Tage durch den Urwald, doch er hörte nicht auf. Da raschelte etwas neben mir. Hinter mir stand eine Giraffe. Ich sah nur einen langen, kurzen Hals. Da rief ich: „Kopf, wo bist du?“ Als ich den Kopf des Tieres sah, sagte ich: „Du kleiner, süßer Hampelmann“, und fuhr mit einem Schiff den kurzen Hals hinunter. Unten wartete ein ganz komischer Mensch. Seine Fingernägel und die Zehen hatte er rot geschminkt. Er grinste über das ganze Ohr.



AFRIKA

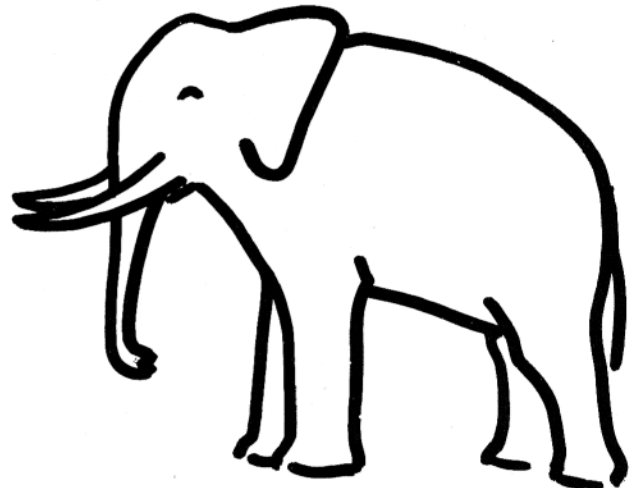
Ich bin einmal nach Afrika geschwommen ohne anzuhalten. Nachher hatte ich keinen Hunger. Als ich endlich nach drei Minuten angekommen war, rief mir ein großer Affe der ziemlich klein war zu: „Na, du Pisemuckel, wo kommst du denn her?“ - „Ich komme aus der Hölle, weil ich immer ganz lieb gewesen bin.“ Dann gingen wir zu seinem Nest, weil er mir seine Eier zeigen wollte. Es war ein Männchen und hatte selber gelegt. Ein ganz winzig kleines Ei und ein riesengroßes Ei. Ich bekam zuerst einen Schrecken, als sich das kleinste Ei selbständig machte; es kam ein Krokodil mit einem sperrangelweit offenen Rachen heraus. Dann streichelte ich es. Inzwischen kam aus dem größten Ei eine Laus heraus, ich lief weg, weil ich dachte, sie könnte mich beißen. Ich fragte das Krokodil, was es eigentlich wollte. Es sagte: „Ich such mir eine Frau, du bist die richtige!“ Da ging ich mit ihm. Bald bekamen wir Babys. Wir mußten aber nach Hause, weil uns ein Paket erwartete. Wir kamen glücklich zu Hause an. Es war ein Dreirad für die Kinder. Vielen Dank für die Spende.

Thea Ohlsen, Kl. 5a



Es war ein Gorilla. Ich schrie ihn an: „Guten Tag, Kollege“. Darauf fiel er mir vor Freude um den Hals und gab mir einen Kuß. Als ich weiter ging, stand vor mir ein gewaltiger Bär. Er war etwa einen km klein und so dünn, wie hundertmillionen Schnecken. Seine Augen waren so schmal, wie zwei Tonnen, und in seinen Rachen paßte die ganze Welt hinein. Ich sagte: „Was willst du denn hier?“ „Dir eine kleben“, antwortete er. Da machte ich ein dummes Gesicht. Als ich ihm mit meiner Pfote „Guten Tag“ sagen wollte, machte er mir eine Fratze und schleuderte mich in mein Bett hinein.

Birgit Tessmer / Kl. 5a



In Afrika

Eines Tages kaufte mein Vati 4 Schiffskarten. Die Reise ging nach Afrika. Eine Karte kostete 2,80 DM.

Als nun das Auto lossegelte, wurden uns noch Pelze gereicht. In Afrika angekommen schnallten wir unsere Schlittschuhe an und zogen die Pelze über, denn wir zitterten, so heiß war es dort. Als wir durch den Urwald gingen, sahen wir, wie Giraffen von Ast zu Ast sprangen. Nach einer Weile schauten wir einen Schachspiel zu. Es fand zwischen dem Hai und dem Thunfisch statt. Wir konnten nicht das Ende des Spiels abwarten, denn sonst wären wir sicher im Sand festgefroren. Auf dem Rückweg begegneten uns zwei Elefanten. Sie waren so dick, daß sie durch ein Mauselloch kriechen konnten. Außerdem sahen wir, wie die Eisbären für die Pinguine Essen kochten. Als wir fast bei unserem Segelauto angelangt waren, mußten wir uns sehr beeilen, denn der Sand schmolz bereits.

Elke Wilkening, 5a



Hauptgewinn ~

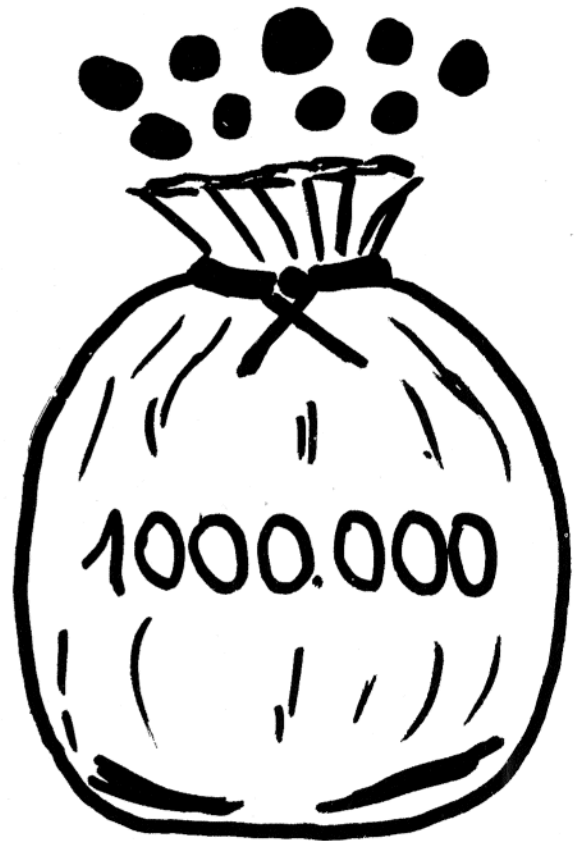
aber was nun?

Schon oft hatte ich mir gewünscht, einmal viel Geld zu gewinnen. Glück hatte ich aber nie. Da ging ich eines Tages am Reisebüro vorbei. Im Schaufenster lag eine umgeworfene Spargbüchse, davor ein Haufen Pfennige. Auf einer kleinen Tafel stand: Wieviele Pfennige sind das? Jeder konnte sich beim Raten beteiligen. Der Gewinner erhält für jeden Pfennig 10 DM. So versuchte auch ich mein Glück. Ich schrieb III auf einen Zettel, dann zahlte ich und merkte bald, daß es viel mehr sein mußten. So schrieb ich viermal die 1 hintereinander (IIII) und gab meine Lösung ab. Am Weltspartag sollte der Gewinner bekannt gegeben werden. Ich hatte schon ganz vergessen, daß der Weltspartag herangerückt war. Da kamen zwei Herren von der Kreissparkasse und übergaben mir den Gewinn von 11110 DM.

Nun hatte ich das viele Geld und hätte mir alles kaufen können, was ich mir schon oft gewünscht hatte. Aber es kam doch ganz anders. Zuerst fiel mir überhaupt nichts ein. Das war wohl die große Freude. Aber dann wurden meine Wünsche wach. Ein Fahrrad war das erste. Mit Kilometerzähler und Gangschaltung. Das beste Fahrrad, das es gab. Mein zweiter Wunsch war ein Akkordeon. Ich hätte gern eine schöne Reise unternommen, doch ich mußte zur Schule. Das werde ich in meinen Ferien nachholen. Vielleicht habe ich dann auch schon mein Motorboot. Das war ein weiterer Wunsch. Dazu käme noch ein Zelt mit Zubehör.

Nun rechnete ich mir aus, wieviel Geld übrig blieb. Da noch immer eine schöne Summe vorhanden war, beschloß ich, mir das langersehnte Reitpferd zu kaufen. Aber o weh, was waren das für Preise! Das Pferd, das mir gefiel, konnte ich von meinem restlichen Geld nicht mehr bezahlen. Außerdem mußte ich für die Reise ja auch noch einen Betrag zurücklegen. So verzichtete ich auf mein Pferd. Ich brachte den Rest auf mein Sparkonto. Als ich am Jahresende von der Sparkasse eine schöne Summe an Zinsen auf mein Konto bekam, beschloß ich, weiterzusparen.

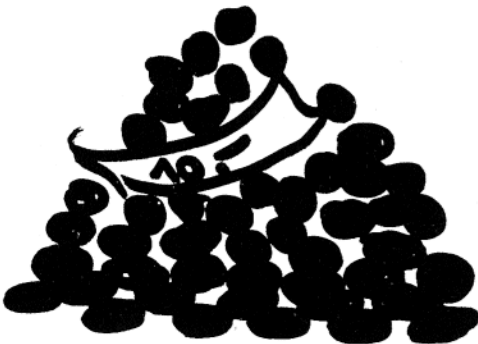
Bärbel Wolters, 5b



Bekäme ich im Lotto den Hauptgewinn, so würde ich mir in den Bergen, an einem großen See gelegen, ein Hotel mit Reitstall bauen. Gäste, die gerne reiten, könnten hier ihren Urlaub zu Pferde verbringen. An Ausreitmöglichkeiten sollte es auch nicht fehlen. Das Hotel müßte von schönen Wäldern mit Reitwegen umgeben sein. Für die kleinen Kinder wären die Pferde natürlich viel zu groß. Aber trotzdem brauchten sie nicht daheimzubleiben, denn ich würde noch ein paar Ponys kaufen. Erwachsene, die noch nicht reiten können, hätten Gelegenheit, in den Ferien an einem Reitkursus teilzunehmen. Den Gästen, die schon besser reiten können, ständen zwei große Parcours zum Üben zur Verfügung. Solch ein Urlaub im Sattel mit einer Dauer von 3 Wochen würde bei mir mit Vollpension 850 DM kosten. An dem See ständen Umziehkabinen, Liegestühle und Minigolfanlagen sowie Ruder- und Segelboote. Die älteren Damen und Herren hätten die Möglichkeit, sich zu erholen. Ihr glaubt mir das nicht? Nun, ich würde für sie 3 bis 4 Kutschen bereitstellen. Schließlich hätte ich vor dem Hotel einen großen Parkplatz angelegt.

Nun wißt ihr, was ich mit einem Hauptgewinn im Lotto machen würde.

Iris Burhorn, 5b



Von dem Geld würde ich eine Villa bauen lassen, mit Swimmingpool und Rasenanlagen, mit Veranda und alles was dazu gehört. Dann möchte ich, daß man ein Mehrfamilienhaus erbaut, denn es gibt ja noch Familien, die noch keine schönen Wohnungen haben. Hinter dem Haus sollen kleine Gärten sein, die die Mieter bepflanzen können. Von dem anderen Geld kaufe ich dann für meinen Vater ein schickes Auto. Damit fahren wir in den Sommerferien ins Ausland. Für das andere Geld kaufe ich für mich ein Rennrad mit Zehngangschaltung und allen Schikanen. Mit dem Fahrrad fahre ich dann immer, wenn ich Zeit habe, durch die Gegend oder mache Radtouren. Das restliche Geld bringe ich auf die Sparkasse. Friedhelm Leidecker, 5b



Jede Woche mache ich im Lotto mit, wo ich allerdings fast nie etwas gewinne. Es kommt selten vor, daß ich 2 bis 4 Richtige habe, dann freue ich mich tüchtig. Es wäre doch zu schön, einmal sechs Richtige zu haben. Wenn an einem Tage der Briefträger kommt und sagt, daß ich im Lotto gewonnen habe und 500 000 DM erhalten werde. Ich glaube, ich würde vor Erstaunen umfallen. Doch zuerst würde ich gemeinsam mit meinen Eltern und Geschwister ein tolles Haus kaufen.

Aber dann? Ja, was würde ich dann tun? Ich habs! Ich würde uns allen ein Rad kaufen. Die Farben darf sich jeder selbst aussuchen, das ist ja ganz klar. Dann gäbe es eine schicke Radtour. Doch das übrige Geld würde ich meinen Eltern überlassen. Ach nein, ein Auto hätten wir uns noch gekauft. Doch dieses Geld, was übrig bleibt, wird auf die Bank gebracht. Natürlich auf eine Geldbank. Ich würde mich riesig freuen, wenn dieses in Wahrheit kommt!

Rita Ohlsen, 5b

Wenn ich den Hauptgewinn bekommen hätte, würde ich mir zuerst ein großes Schiff kaufen und die Welt umfahren. Zuerst würde ich in den Urwald gehen, um die Neger zu bitten, mir Elefanten, Tiger, Löwen und andere Tiere einzufangen. Mit diesen Tieren würde ich zurück nach Europa fahren und sie dann für viel Geld an die Zoo's verkaufen. Von dem Geld, das ich von den einzelnen Zoos bekomme, kaufe ich mir noch eine schöne Villa mit einem großen Park. Dort kommen dann noch Hirsche und Rehe und Wildschweine und Fasane hinein. Dieses Leben fände ich wunderbar. Birgit Rahn, 5b

1	E	2	L	3	L	4	E	5	N

1. Abscheu
 2. Sich über etwas lästig machen
 3. Etwas erfahren
 4. Tätigkeit, die der Mund ausübt.
 5. Ein anderes Wort für verspotten
- Das Lösungswort bezeichnet ein

Genüßmittel. Es steht in der 2. Zeile.

Das wäre natürlich eine feine Sache! Zuerst einmal würden wir in den Ferien in den Urlaub fahren. Dann würde ich mir auch noch ein Rad kaufen. Ein großer Teil des Geldes käme natürlich auch auf die Bank. Aber wenn ich schon soviel Geld hätte, käme sehr viel davon für einen guten Zweck in Frage. Zum Beispiel für ein Tierasyl. Das würde ich machen, weil ich sehr tierlieb bin. Hier würde ich kranke, verwaiste Tiere aufnehmen und pflegen. Ich würde jeden Morgen meine Runde durch alle Ställe machen und die Tiere füttern. Sie hätten sich dann schon nach einiger Zeit an mich gewöhnt. Als Leiterin eines Tierasyls könnte ich aber natürlich nicht hier wohnen bleiben. Ich müßte umziehen; am besten aufs Land. Hier hätte ich die besten Möglichkeiten zum Verwirklichen meines Planes. Man sieht also, daß man, wenn man einen Hauptgewinn im Lotto bekäme, das Geld nicht nur für Späße, sondern auch für etwas Gutes, zum Beispiel das Tierasyl anlegen könnte.

Edith Döhring, 5b

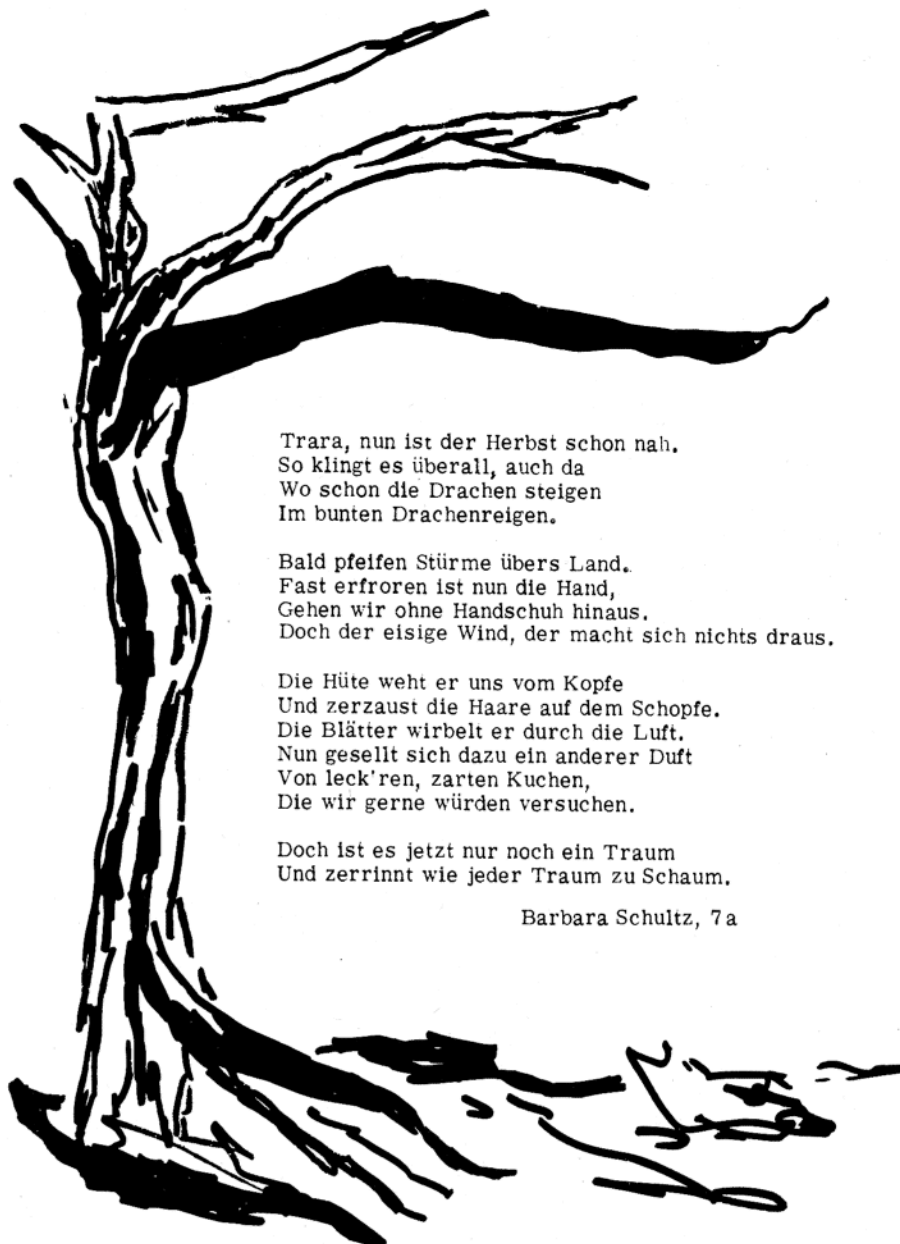
Niemand weiß, wann einmal sein größtes Glück kommt. Aber nehmt einmal an, ihr würdet im Lotto gewinnen. Was würdet ihr dann machen? Ich würde es erstmal kaum fassen können, daß ich so ein Glück habe. Dann würde ich mit meinen Eltern und Geschwister teilen; meine Eltern würden je ein Viertel von der Geldsumme bekommen. Meine drei Geschwister je ein Achtel, dann bleibt mir immer noch ein Achtel, und das ist schon genug, um sich etwas Schönes dafür zu kaufen, oder man kann ja auch etwas anderes damit machen, z.B. sparen.

Dann würde ich mir gerne ein Paar Ski kaufen, und mit meiner Familie in der Weihnachtszeit in die Alpen oder in den Harz oder in irgendeine bergige Gegend fahren. Dann würde ich auch an die Sammelbüchsen denken, mich an der Aktion Sorgenkind beteiligen, und an die armen Leute denken, die nicht so ein Glück haben wie ich.

Und zuletzt würde ich sparen, für die Ausbildung, wenn ich mit der Schule fertig bin. Frauke Rubart, 5b



TRÄUMEREI



Trara, nun ist der Herbst schon nah,
So klingt es überall, auch da
Wo schon die Drachen steigen
Im bunten Drachenreigen.

Bald pfeifen Stürme übers Land,
Fast erfroren ist nun die Hand,
Gehen wir ohne Handschuh hinaus,
Doch der eisige Wind, der macht sich nichts draus.

Die Hüte weht er uns vom Kopfe
Und zerzaust die Haare auf dem Schopfe.
Die Blätter wirbelt er durch die Luft,
Nun gesellt sich dazu ein anderer Duft
Von leck'ren, zarten Kuchen,
Die wir gerne würden versuchen.

Doch ist es jetzt nur noch ein Traum
Und zerrinnt wie jeder Traum zu Schaum.

Barbara Schultz, 7a

HESPEN AM WALL

Elegante Damen- und
Herrenwinterbekleidung

STABILISIERUNGSGESETZ

Der Artikel 109 des Grundgesetzes soll durch die Stabilisierungsgesetze ergänzt werden, denn die Ausgaben- und Finanzpolitik muß besser gesteuert werden.

Der Gesetzesentwurf der Bundesregierung enthält:

1. Eine Aufstellung von Grundgesetzen für eine konjunkturgerechte Haushaltswirtschaft und für eine mehrjährige Finanzplanung.

Da das Ausgabenvolumen sich in jedem Jahr vergrößert, wäre es ganz bestimmt gut zu heißen, wenn dieser Zuwachs durch vorherige Planung abgestellt, oder zumindest vermindert werden könnte.

2. Vorschriften über das Ausmaß und Art der öffentlichen Schuldenaufnahme und über Verpflichtungen von Bund und Ländern.

3. Aufsicht über Kreditaufnahme des Bundes, der Länder, der Gemeinden, der Bundesbahn und Bundespost.

Für die FDP begrüßte der frühere Bundesfinanzminister Starke diesen Teil des Gesetzes. Er meint, die Regierung solle unverzüglich davon Gebrauch machen. Dagegen versicherte Bundeswirtschaftsminister Schmücker, daß die Regierung behutsam mit den neuen Rechten umgehen werde. So sei insbesondere die Kreditaufnahmebeschränkung für die Wirtschaft „kein Instrument des alltäglichen Gebrauchs“, sondern nur am Platze, wenn die Währung in akuter Gefahr sei.

4. Eine Konjunkturausgleichsrücklage soll bei der Bundesbank eingerichtet werden. Bei einem Rückgang der Wirtschaftstätigkeit dürfen aus dieser Rücklage zusätzliche öffentliche Ausgaben finanziert werden.

Diese Rücklage soll also ein volles Sparschweinchen sein, das im Notfall geschlachtet werden darf. Also eine weise Einrichtung? Ich frage mich nur, wer füttert das arme Tier, wenn die Bundesregierung immer Geldschwierigkeiten hat? Der Bundesfinanzminister soll ermächtigt werden, in einer solchen Krise zusätzlich Kredite bis zu fünf Milliarden Mark aufzunehmen.

Weshalb dürfen in einer Wirtschaftskrise so hohe Kredite aufgenommen werden? Wenn die Krise einige Jahre andauert, wird es recht schwer sein, die Kredite mit Zinsen zurückzuzahlen. Wäre es nicht sinnvoller, Ausgaben, die nicht unbedingt notwendig sind zu streichen? Mancher Steuer-groschen, der für die Bundeswehr ausgegeben wird, könnte zum Beispiel gespart werden.

Auch die SPD hat gegen den Gesetzesentwurf der Bundesregierung Bedenken. So sagte zum Beispiel Wirtschafts-experte der SPD, Professor Schiller: „Der Regierungsentwurf der Stabilisierungsgesetze ist unzulänglich. Er verrät schon zuviel verwaltungswirtschaftliche Kleinkrämerei. Er muß ‚gründlich umgebaut und freiheitlich durchgelüftet‘ werden . . . Es darf nicht der Eindruck entstehen, als ob in der Bundesrepublik die freiheitliche Entwicklung zu Ende sei und die Zwangswirtschaft ihren Einzug hält.“

Professor Schiller warf sogar dem Bundeskanzler vor, er betrachte das Gesetz als „Zuchtrute“ für das deutsche Volk. Doch die SPD kritisierte nicht nur, auch sie hat Anträge vorgelegt. Diesen Änderungsanträgen zufolge soll die Regierung bis zum 10. Januar eines jeden Jahres dem Bundestag einen Jahreswirtschaftsbericht vorlegen, der zum Jahresgutachten des Sachverständigenrates Stellung nimmt und die für das laufende Jahr von der Regierung angestrebten wirtschaftspolitischen und finanzpolitischen Ziele quantitativ darlegt.

Stellt die Bundesregierung auf Grund der vor ihr erarbeiteten Daten ein gesamtwirtschaftliches Ungleichgewicht oder Gefahren für das Gleichgewicht fest, so muß sie das in ihrem Jahreswirtschaftsbericht ausdrücklich erklären.

Rechtsverordnungen, die von der Regierung auf Grund des Stabilisierungsgesetzes erlassen werden, sollen vom Parlament innerhalb von sechs Wochen außer Kraft gesetzt werden können, falls die Mehrheit des Bundestages gegen solche Verordnungen Bedenken erhebt.

Der letzte Teil des Antrages erscheint mir außerordentlich wichtig. Unvorsichtige Schritte der Regierung können dadurch korrigiert werden. Ich hoffe, daß dieser Vortrag der SPD angenommen wird.

Giesela Klemm, 11 m

NOTSTANDSGESETZ

Hinter dieser Abkürzung verbergen sich die Notstandsgesetze der Bundesrepublik Deutschland.

Es liegt mir fern, in den jetzt folgenden Zeilen eine Aussage darüber machen zu wollen, ob Notstandsgesetze überhaupt notwendig sind; ich gehe nur von den bereits im letzten Sommer verabschiedeten und doch so „nebensächlichen“ Notstandsgesetzen aus.

Obwohl die Diskussion um dieses Thema in der letzten Zeit hart verliefen, mag es doch noch für manchen von uns eine recht unangenehme Überraschung sein - so auch für mich - wenn er in seiner Buchhandlung statt einer handlichen Broschüre ein Taschenbuch mit 140 Seiten Notstandsgesetzen - obengenannte - ersteht. Nach 20 Seiten wird so manchen wohl „das Haar zu Berge stehen“, oder er wird zumindest die Aufschrift der Titelseite „Deutsches Recht“ nur als traurigen Witz, sprich Ironie auffassen. Wollte ich alles nennen, was mir an diesen Gesetzen nicht gefällt, der Preis der Schülerzeitung müßte rapide heraufgesetzt werden. Keiner von uns kann es sich erlauben, sich mit dieser Lektüre nicht beschäftigt zu haben!!!

Obwohl ein jeder wohl schon in irgendeiner Zeitung über diese Gesetze „gestolpert“ sein dürfte, möchte ich sie hier noch einmal schnell aufzählen, um in der Folge darauf zurückgreifen zu können:

1. Gesetz über das Zivilschutzkorps.
2. Selbstschutzgesetz
3. Schutzbaugesetz
4. Wirtschaftssicherstellungsgesetz
5. Verkehrssicherstellungsgesetz
6. Ernährungssicherstellungsgesetz
7. Wassersicherstellungsgesetz

„Sicherstellungsgesetz“ - das klingt ganz passabel, nicht wahr? Man muß aber leider auch das sehen, was dahinter steht - die Preisgabe vieler demokratischer Grundregeln -, doch nehmen wir nur die ersten zwei Gesetze in Augenschein. 1) § 1 zeigt uns die Aufgaben, demnach dient das Zivilschutzkorps zur Bekämpfung der Gefahren und Schäden, die der Zivilbevölkerung durch Angriffswaffen drohen! Das Zivilschutzkorps ist weiterhin eine besondere Organisation nicht-militärischen Charakters (§ 2). Wir werden im weiteren Verlaufe noch zu untersuchen haben, wie es sich damit verhält.

§ 14 belehrt uns darüber, daß der Bundesminister des Innern im Einvernehmen mit dem Bundesminister für Verteidigung bestimmt, wer als dienstpflchtig heranzuziehen ist. Die Dienstpflichtigen unterliegen während der Dauer ihrer Zugehörigkeit zum Zivilschutzkorps der Meldeüberwachung durch die Wehrersatzbehörden - aber wir wollen uns nicht in Einzelheiten verlieren und lassen nun den „nichtmilitärischen“ Charakter bis auf weiteres hinter uns. Auch auf eine feierliche Vereidigung brauchen berufsmäßige Angehörige und Angehörige auf Zeit nicht zu verzichten (§ 32).

Ich schwöre der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen, Gefahren für die Allgemeinheit unter Einsatz aller Kräfte zu bekämpfen und meine Pflichten zu erfüllen, so wahr mir Gott helfe.

Sich ein Urteil darüber zu bilden, sei widerum dem Leser überlassen.

Aber wenden wir uns nun dem nächsten Gesetz zu.

2) Selbstschutzpflichtig ist, wer im Geltungsbereich dieses Gesetzes Wohnung, Aufenthalt oder Vermögen hat - also jeder Bürger. Im Verteidigungsfalle hat er einen Eingriff anderer Selbstschutzpflichtiger in seine Rechte zu dulden, wenn dies zur Abwendung einer unmittelbar drohenden Gefahr unabweisbar ist und wenn diese Rechte hierdurch nicht unzumutbar beschränkt werden (§ 3, '4'). Ich möchte behaupten, dies sei ein Gummiparagraph (einer von vielen), aber darüber läßt sich selbstverständlich streiten. Über Selbstschutzausrüstung (§ 6), Notvorrat (§ 7), Geräteausstattung für Gebäude (§ 8) und Verdunkelung (§ 9) berichteten die Publikationsmittel ja schon genügend.

Zur Mitwirkung als Selbstschutzhelfer oder zur Mitwirkung im Selbstschutzzug sind alle Selbstschutzpflichtigen im Alter von mehr als 16 Jahren verpflichtet. (§ 21).

An § 14 wird an dieser Stelle vorsichtshalber nochmals erinnert. Er lautet: Verpflichtungen, die sich für den Verteidigungsfalle auf Grund anderer Gesetze ergeben gehen aus diesem Gesetz vor, soweit sie mit ihnen nicht vereinbar sind.

Wie sich der § 54 (um Auskünfte einzuholen, können Grundstücke, Geschäftsräume und Verkehrsmittel betreten werden - Zuwiderhandlungen werden mit erheblichen Geldstrafen geahndet) mit der Unantastbarkeit der Wohnung verträglich ist mir widerum unklar, aber - so wird der unwissende Leser aufgeklärt - man kann im Grundgesetz garantierte Rechte ja auch einschränken.

Weiterhin bedarf der § 56 besonderer Aufmerksamkeit, da er feststellt was von seinem Hab und Gut der Bürger zur Verfügung stellen muß, ob seiner Länge muß hier darauf verzichtet werden, ihn abzdrukken.

Wer sich nicht der Gefahr aussetzen möchte, eine Geldbuße bis zu 5000 DM zu zahlen, sollte sich mit dem § 60 gut vertraut machen.

Hinweisen möchte ich auch noch darauf, daß Verpflichtungen, Zuständigkeiten und Befugnisse, die vom Eintritt des Verteidigungsfalles abhängig sind, in gleichem Umfange vor Verkündigung des Verteidigungsfalles gelten, wenn eine fremde bewaffnete Macht Feindseligkeiten gegen die Bundesrepublik eröffnet hat (§ 64), oder die Bundesregierung festgestellt hat, daß eine verstärkte Durchführung von Selbstschutzmaßnahmen dringend erforderlich sei.

Wundert es euch noch, daß man diese Gesetze der Öffentlichkeit so lange wie möglich vorenthielt? - Mich nicht mehr.

Ich habe nur eine Bitte, lest die Notstandsgesetze und verzeiht mir meine krasse Betrachtungsweise, die auf meine wohl verständliche Empörung zurückzuführen ist. Wenn wir schon nichts ändern können, so sollten wir zumindest wissen, womit wir in der Zukunft zu rechnen haben, denn dies ist ja nur der Beginn..... -SMK-

Politik und Wein

Sicher kennt jeder die Grundzüge der bundesrepublikanischen Regierungsform. Wer aber weiß Genaueres über die Aufgaben der höchsten Institutionen?

Um eine Antwort auf unsere Frage zu finden und unseren Wissensdurst gleichzeitig mit einer Fahrt zu verbinden, nahmen wir an einer Reise in unsere „vorläufige Hauptstadt“ teil.

Die Bonnfahrt wurde von der Bremer Volkshochschule in Zusammenarbeit mit den PAB veranstaltet. Die Gruppe bestand größtenteils aus Schülern, aber auch Berufstätige waren vertreten. Ein Grund für die geringe Teilnehmerzahl mag das Kurzschuljahr sein, aber hauptsächlich lag es wohl an dem politischen Desinteresse der Jugend.

Unser erster Programmpunkt war ein Vortragsabend im Schullandheim Döhrenerheide. Dort hörten wir einen Vortrag über einen Teil der deutschen Außenpolitik; die Europa- und Ostpolitik; in der folgenden Diskussion ging es jedoch vor allem um die Frage der Wiedervereinigung. Gerade bei diesem Thema prallten die Meinungen aufeinander und so bot sich uns die Gelegenheit, uns gegenseitig kennenzulernen. Der Vorbereitungsabend bildete eine gute Grundlage für den weiteren Verlauf unserer Reise.

In der Bundeshauptstadt besuchten wir das Auswärtige Amt, den Bundesrat, die Bremer Vertretung beim Bund, das Bundesministerium für Wirtschaft und eine Parteienzentrale.

Zunächst wurden uns Überblicke über die Aufgaben und die Gliederung der Ämter gegeben. Nach den Vorträgen erfuhren wir in lebhaften Diskussionen die Stellungnahmen der einzelnen Referenten auch zu der aktuellen Politik. Wenn auch die politischen Informationsbesuche den Hauptbestandteil unserer Fahrt ausmachten, so war doch auch der Freizeit ein genügend großer Platz eingeräumt worden. Am Abend konnten wir rheinländische Fröhlichkeit auf dem Winzerfest kennenlernen, wir hatten Zeit, bei einem Glas Wein zu entspannen und das umfangreiche Tagesprogramm noch einmal an uns vorüberziehen zu lassen.

Christel Janßen, Kl.lla



Große Spielwarenausstellung
Gebr. Stolle, Ostertorsteinweg 55

B E R

Berlin in sechs Tagen – zur Nachahmung empfohlen?

Um es gleich zu sagen, selbst sechs Tage sind noch übertrieben, denn wir, die Klassen 12a und 12m kamen am 21. September gegen 3.30 Uhr nachmittags in unserer Unterkunft an und fuhren am 28. September gegen 10 Uhr wieder ab, das sind also nur etwas über fünf Tage. Aber immerhin, sechs Tage nicht in Bremen!

Begeistert waren wir ja nicht gerade, daß infolge der Schuljahrsverkürzung auch unsere letzte Klassenfahrt auf 6 Tage gekürzt wurde. Ansich war es jedoch noch recht großzügig, daß wir sie überhaupt durchführen konnten; denn es wäre ja durchaus auch eine radikale Streichung möglich gewesen. Daß das ganze Unternehmen nicht nach dem Motto „Erholung in einer Millionenstadt“ vonstatten gehen würde, war uns natürlich von Anfang an klar. Als wir dann aber das „pralle“ Programm erhielten, auf dem Freizeit nur an einem Abend auftauchte, wurden doch einige bekümmerte Mienen sichtbar. Selbstverständlich wollten wir so viel wie möglich sehen, deshalb war es um so trauriger, daß man sich zum Beispiel am Sonntagvormittag zwischen Zoo, Schloß Charlottenburg und Kirche entscheiden mußte.

Ein kleiner Vorgeschmack auf den bevorstehenden Trubel erwartete uns gleich am ersten Abend, denn zum häuslichen Niederlassen in unserem Heim war die Zeit recht knapp, da wir bereits vor 19 Uhr zur Faust 2-Aufführung ins Schillertheater eilten. Gleichzeitig aber lernten wir, daß sich gerade in Berlin Eilmärsche lohnen, denn die Inszenierung des Stückes war einfach großartig. Wir spürten, daß Berlin in kultureller Hinsicht immer noch eine der führenden Städte ist; denn sowohl die Qualität des Stückes wie auch die Quantität ist wohl nicht so schnell zu überbieten.

Auch der nächste Tag war durch eine dreistündige Stadtrundfahrt, einen Vortrag über die politische Lage im Gesamtdeutschen Ministerium (zur „Stärkung“ unserer strapazierten Nerven wurde sogar Kaffee gereicht) und einen abendlichen Kurfürstendammbummel voll ausgefüllt. Dennoch blieben jegliche Klagen über Anstrengung aus, denn für müde Füße wurde man durch die vielen Eindrücke voll entschädigt. Der darauffolgende Tag brachte uns die Situation Berlins besonders nah. Wir hatten schon auf der Stadtrundfahrt erlebt, daß die Mauer etwas Unausweichliches ist. Man kann eben noch durch die überfüllten Straßen des Zentrums gefahren sein, plötzlich gibt es einen Halt, die Grenze. Wie furchtbar dies für die Berliner selbst sein muß, zeigte uns ein Gang entlang der Mauer, ein Blick auf das „Schußfeld“, die vermauerten Häuserfenster im Osten, die Wachtürme der Vopos. Wie frei hatten wir uns noch am Vorabend auf dem Kurfürstendamm oder im Europa-Center gefühlt – plötzlich sahen wir ein, daß in Berlin gerade für die Bewohner die Freiheit sehr eingeschränkt ist.

Der Freitagnachmittag ist fast als Schulwandertag zu bezeichnen, daß sich so etwas in Berlin durchführen lassen würde, hatten wir nicht gedacht. Wir wanderten im Grunewald, diesen Waldreichtum am Rande eines Häusermeeres hätten

wir nie vermutet. Der freie Abend wurde dann ganz individuell genutzt, aber in einem waren sie sich alle einig: langweilig ist es in Berlin bestimmt nicht!

Nach einem weiteren Vortrag am Sonntagmorgen ging es am Nachmittag in den Ostsektor. Auf Einzelheiten möchte ich nicht näher eingehen. Hauptpunkt in unserem Programm waren das Pergamon-Museum und „Don Carlos“ von Verdi in der Deutschen Oper. Dazwischen blieb uns genügend Zeit, uns „drüben umzusehen“. Wie wichtig ein Besuch im Ostsektor ist, merkten wir bald: wir sahen jetzt das Berlin-Problem vollständiger. Ohne selbst drüben gewesen zu sein, urteilt man oft oberflächlich über „die drüben“. Die „Don Carlos“-Aufführung war von hoher künstlerischer Qualität, weniger überzeugend war dagegen das Straßenbild in Ostberlin: selbst am Samstag gab es kaum Autos auf den Straßen.

Der Sonntagnachmittag gehörte Dahlem, der Abend der Philharmonie, wo wir die „Carmina Burana“ von Orff hörten. Ja, und nach diesen „Strapazen“ fuhren wir am Montag zurück nach Bremen.

Wir sind überzeugt, daß man auch in sechs Tagen eine Menge von und über Ber!in kennenlernt und daß man die Zeit, selbst wenn sie knapp ist, sehr sinnvoll nutzen kann, nicht zuletzt wegen der hervorragenden Leitung von Fräulein Dr. Michaelsen und Herrn Dr. Ehmer. Trotzdem waren wir, gerade weil es uns so gut in Berlin gefallen hat, gerne noch ein wenig länger geblieben. Wir wünschen deshalb den nächsten Berlinfahrern, daß sie unser etwas pralles Programm nicht nachahmen müssen und mit der Zeit geradezu gesegnet sind.

Ingrid Dobrinski, 12a



L I N

Meine Eindrücke von der Stadt Berlin

Berlin ist eine Weltstadt; sie wird zusammen mit Paris oder London genannt. Diese Bezeichnung verpflichtet. Ich habe Bauten und Anlagen gesehen, die geschaffen wurden, um Fremden in Berlin zu beweisen, daß Berlin Glanz hat wie früher. Und ganz ohne Zweifel ist es den Planern und Architekten gelungen, eine Fassade aufzurichten, die den Eindruck von Wohlstand, Eleganz, Vergnügungen vermittelt, von internationalem Gepränge ist. Warum eine „Fassade“?

Wenn man den Bahnhof Zoo verläßt, ersteht vor den Augen das Bild Berlins, wie es sich jeder in der Phantasie ausmalt: der Kurfürstendamm mit Traumgeschäften, die Ausdruck deutschen Wohlstands sind, Cafés mit „Atmosphäre“, wie es heißt, mit Publikum aus aller Welt, mit viel Leuchtreklame. Alles bunt und anziehend. Zwar, die mahnende Ruine der alten Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche gibt uns einen kleinen Stich - vor zwanzig Jahren sah es hier anders aus - aber ist es nicht unbedingt als Mahnmal aufzufassen. Auch sie ist, eingeschlossen von Turm und Schiff der neuen Gedächtniskirche im modernen Stil, eine Attraktion. Ich bin begeistert, geblendet.

Diese traurige Erkenntnis kommt allerdings sehr bald, spätestens bei der Stadtrundfahrt: das ganze hat zwei Seiten. Dieser Eindruck hat mich, einmal gewonnen, auf der ganzen Berlinfahrt beherrscht, und er bestätigte sich selbst immer wieder und in jeder Situation.

Bei unserer Stadtrundfahrt kommen wir durch Neukölln. Auf das Sehenswerte werden wir aufmerksam gemacht: wir schauen vom Bus aus in ein Tor, hinter dem sich fünf Hinterhöfe befinden; furchtbar die Vorstellung, dort wohnen zu müssen. Ich blicke die Vorderfront des Hauses hinauf; sie ist grau, schmutzig. Ich sehe kleine Fenster, baufällige Balkone, auf die ich mich in meinem Leben nicht hinaufstellen würde, große Einschußlöcher in der Hauswand, die mich überflüssigerweise an den letzten Krieg erinnern. Bunte Blumenkästen mit Geranien oder Heidekraut sind zu klein, um die Häßlichkeit zu verdecken. Oder: Wir stehen an der Mauer. Auch sie hat zwei Seiten, aber ich schaue nicht nach drüben, sondern in unseren Teil. Da heißt es, wir leben im begehrten Deutschland; ich sehe Häuser, deren eine Hälfte völlig zerbombt, zertrümmert und deren andere bewohnt ist. Vor eine eingeschlagene (oder eingeschossene) Fensterscheibe ist ein Stück Pappe genagelt. Haben die Bewohner kein Geld? Es regnet; ich friere, bin beeindruckt und denke an Wirtschaftswunder, Weltstadt.

Die Kongreßhalle wird auch von uns besichtigt. Sie beeindruckt mich auch. Jemanden, der etwas von Architektur versteht, muß sie begeistern. Dieser Bau ist mit einer Unsumme von Baukosten geschaffen, die vergrößert wurde durch die Wahl einer denkbar ungünstigen Lage für ein solches Gebäude. Aber es liegt am Wasser und ist ein Magnet für jeden Berlinbesucher. Sein Zweck ist mir nicht ganz klar geworden.

Aber diese Kongreßhalle und die wunderbare Philharmonie, auch die lächerliche Plastik für fünfundzwanzigtausend Mark vor der Akademie der Künste können und dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß Berlin ein Problem ist, zweiseitig, täuschend, vielleicht enttäuschend auch.

Als ich in Ost-Berlin bin, fühle ich sofort die Veränderung: Was bei uns vertuscht, überspielt wird, wird hier ohne Beschönigung, mit schockierender Deutlichkeit offenbar: die Misere.

Im Ostsektor liegen die schönen, alten Gebäude an der ehemaligen Prachtstraße: der Dom, das Zeughaus, das Rathaus. Aber sie sind für westliche Begriffe, zweckentfremdet oder verkommen. Ich bin froh, daß ich die alte Herrlichkeit nicht gekannt habe.

Hier ist sogar die Fassade unansehnlich. Die Straßen sind leer, die alten Straßenbahnen auch. Man sieht nur einige Touristen, die eingeschüchtert oder lässig-überheblich, nüchtern-interessiert oder sentimentaler Hoffnungslosigkeit voll das Brandenburger Tor von der anderen Seite betrachten oder die „Prachtstraße“ Unter den Linden entlang schlendern, in der Tasche den Tagespassierschein.

Unser aller Eindruck ist: „Man müßte etwas tun!“ oder „Dank dem Zufall, daß ich im Westen wohne“.

Die Mauer ist Sprache, Mahnung, Schicksal Berlins. Sie ist die Ursache von Mord und Selbstmord, Zeuge erschütternder Szenen, Thema von traurigen Witzen, „Schutz vor Kapitalismus und Nazismus“, sinnlos, beeindruckend, sinnvoll, unmenschlich, einmalig.

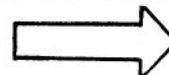
Mein Eindruck hier ist nicht wiederzugeben. Er führt zu trauriger Erkenntnis, und das Ganze wird unfassbar.

So wie hier versucht wird, die Flucht unmöglich zu machen, so wird in gleichem Maße die Wiedervereinigung unmöglich gemacht.

Warum, denke ich, die Holzpodeste, die den Blick nach drüben ermöglichen? Um sich objektiv einzugestehen, daß es an der Mauer davor und dahiner gleich aussieht? Oder um sich mit etwas Phantasie zu sagen, daß es dort drüben trauriger aussieht?

Als ich abfare von Berlin, bin ich reicher geworden an Bildern und Erlebnissen, um eine Illusion ärmer.

Die Gedächtniskirche sollte Wahrzeichen Berlins sein: das Alte neben dem Modernen, Aufbauneben Zerstörung, Mahnung an das Verhaßte neben dem Heil. Widersprüche. Und dann Einheit?
Susanne Hecht, Kl. 12m



Mit 5 DM sind Sie dabei!

Ein Berlinbesuch ohne nicht „drüben“ gewesen zu sein, ist nicht anerkennenswert. Warum auch nicht, es kostet ja nur 5 DM Eintritt. Also, hinein in die S-Bahn und auf „der anderen Seite“ wieder heraus. Frohen Mutes geht man den Bahnsteig hinunter und ist plötzlich nicht mehr allein, was sich an der Luft und den mangelnden Sitzgelegenheiten bemerkbar macht. Aber die hohe Forderung, einen Platz zu bekommen, sollte man sich gleich aus dem Kopf schlagen. Man schließt sich der sich langsam vorwärts arbeitenden Masse an und zahlt zuerst das besagte Eintrittsgeld. Anschließend wird der Personalausweis eingezogen und geprüft. Als Gegenwert gibt es ein kleines gelbes Stück Papier mit einer fünfstelligen Zahl. Die Rückseite des Kärtchens deutet auf einen zweiten Teil hin, der sich, mit der gleichen Nummer versehen im Ausweis befindet. Der Trick mit den Zahlen ist sehr schlau, denn nun hat man zu warten bis man für gut befunden, eine Station weiter darf. Aber soweit ist es noch nicht. Durch einen Lautsprecher werden laufend, im monotonen Rhythmus, dreistellige Zahlen genannt, die drei letzten der ausgegebenen gelben Karten. Horchen und Warten, warten und horchen heißt es. Denn es geht nicht regelmäßig, sondern durcheinander, die schwierigen Fälle werden genauer untersucht. Hat man das Glück, bald aufgerufen zu werden, braucht man nur noch zur Paßrückgabe, hat sich in die „Paßbildpose“ zu bringen und darf dann abtreten zur Gepäckkontrolle. Hier wird man gebeten, seine Tasche auszulernen, Wertsachen und West-Geld auf den Pfennig anzugeben. Hat man nun alles gelassen hinter sich gebracht, amüsiert man sich für 5 Ost-DM. Verbraucht man nicht alles, hat also bei der Rückkehr noch etwas übrig, spendet man es unter freiwilligem Zwang dem „Roten Kreuz“. Braucht man aber in Ost-Berlin mehr als 5 Mark, kann man entweder gleich mehr umtauschen, 1 zu 1, oder muß dann mit West-Geld zahlen, dann muß man sich allerdings für jedes 50 Pfennig Stück eine Quittung ausstellen lassen. Das bei der Einreise angegebene Westgeld wird ja schließlich bei der Ausreise nachgezählt. Es wäre doch sehr peinlich ein Defizit zu haben, es hätte bestimmt keine angenehmen Folgen.
Und das alles für 5 DM!



Gaudeamus igitur, studentes dum sumus

Wer heute einen Blick in die Presse wirft, stößt nicht selten auf Artikel, die sich mit den Zuständen an den Universitäten und den zahlreichen Vorschlägen zu einer Studienreform befassen. Bisher jedoch wirkte sich keine Maßnahme lindernd auf das Dilemma an den deutschen Hochschulen aus. Die großangelegten Pläne zur Studienreform bleiben meist im Ansatz stecken oder treffen nicht den Kern des Problems. Die große Umstellung von der „universitas“, der Einheit von Lehrenden und Lernenden im Humboldt'schen Sinne, zu einer locker gefügten Kongregation der kommerziell und materiell bestimmten Studentenschaft nimmt einen überstürzt raschen Verlauf.

Wer nicht gerade exquisite Fakultäten frequentiert wie Sinologie und Astronomie, sondern sich den weitüberbelegten Fakultäten widmet wie Englisch, Französisch, Jura und Wirtschaftswissenschaft, wird in der Regel vor den Examenssemestern kaum mit dem Professor persönlich sprechen können.

Das Ausland wirft unseren Professoren häufig eine absolutistische Selbstherrlichkeit vor, die in Unnahbarkeit ausartet. So z.B. sieht es der israelische Journalist Amos Elon in seinem Buch „In einem heimgesuchten Land“ (Kindler Verlag, München, 1966).

Sicherlich erstreben unsere Professoren nicht derartige Zustände, sondern werden von selbst in eine solche Rolle hineingedrängt. „Universitas“ läßt sich nicht mit tausend Studenten in einem Hörsaal pflegen. Das tragende Element der Bildung und Erziehung ist seit der Antike der Dialog mit dem Lehrenden. Heute bleibt der Student sich selbst überlassen. Die Anrede „Sie“ unter den Kommilitonen ist obligatorisch, eine Gemeinschaft wie in der Schule ergibt sich nicht von selbst. Es fällt den „Erstsemestern“ schwer, innerhalb der vielen unbekannteten Studenten jemanden näher kennenzulernen. Zwar bieten studentische Gemeinschaften in mehr oder minder verlockendem Maße Gelegenheit zu menschlichen Kontakten, doch lassen manche Studiker Vorurteile, Verpflichtungen und Gepflogenheiten in den Korporationen vor einem Beitritt zurückschrecken. Studentinnen

und zumeist auch ausländische Studenten sind von dieser Möglichkeit ausgeschlossen.

Wenn heute von räumlichen Unzulänglichkeiten an den deutschen Universitäten gesprochen wird, so ist dies der Punkt, an dem am ehesten Abhilfe geschaffen werden kann. Neue Universitätsgründungen und ständige Erweiterungsbauten halten dennoch kaum Schritt mit dem Anwachsen der Studentenzahl. Das ab 1911 als Universität benutzte Stammgebäude der Universität Hamburg beispielsweise beherbergt heute gerade die umfangreiche Verwaltung. Die einzelnen Fakultäten bewohnen jetzt moderne Hochhäuser mit etwa einem Dutzend Stockwerken. So steht den Philosophen der sogenannte „Philosophenturm“ zur Verfügung, ein riesiges Hochhaus, dessen obere Geschosse sie mit den Theologen teilen, die damit dem Weltgewühle weiter entrückt sind. Die wirtschaftliche Fakultät, die infolge der starken Zunahme an Studenten mit der Raumnot ringt, muß allzuoft - so auch die Philologen - das „Auditorium Maximum“ zum Quartier wählen, dessen weites Rund nur über Lautsprecher eine Vorlesung ermöglicht.

Derartige Situationen lassen an Massenspektakel denken, wo der Ruf „pernemet circenses“ stets ausverkaufte Veranstaltungen erwirkte. Wenngleich die räumlichen Unzulänglichkeiten an unseren Universitäten weithin bekannt sind, blieb eine grundlegende Reform bisher aus. Dazu fehlt der überzeugende Plan, dazu gibt es kein Kultusministerium, das mit den erforderlichen Mitteln ausgerüstet ist, dazu mangelt es an Erfahrung, die aus der heutigen Situation gewonnen ist, dazu gestalten sich die Fragen und Aufgaben auch zu vielfältig, als daß ein einziger Briefbogen voller Lösungen das Problem an den Universitäten aufheben könnte.

Diese Ausgangsbasis für eine Studienreform entmutigt. Doch sollten alle Kräfte mobilisiert werden, um die deutsche Universität als eine „Hochburg der Restauration“ (Amos Elon) zu erhalten. Schließlich stärkt man damit eine Stätte, aus der unserem Volk die tragende Säule erwächst. Darum darf man auch dem Studenten nicht den Wind aus den Segeln nehmen und ihm die freie, individuelle Entfaltung erschweren, die dem Genius als ein unerläßlicher Nährboden dient.

H.S.

american

school

system

Als Amerikanerin auf einer deutschen Schule, bin ich öfters gefragt worden, wie das amerikanische Schulsystem funktioniert.

Um diese Frage zu beantworten, möchte ich hier einiges aus meiner eigenen Schulerfahrung ausführen.

Die Schulgesetze sind in jedem Teil der Vereinigten Staaten unabhängig von einander nach den individuellen Gegebenheiten gemacht.

Mein Aufsatz gilt nur für die Kalifornischen Schulen.

Die Kinder kommen mit dem fünften Lebensjahr zum Kindergarten, für ein Jahr. Das eine Jahr ist nicht nur Spiel, sondern auch, und das ist der eigentliche Sinn, eine Vorbereitung für die kommenden, schweren Jahre. Einfache Sachen, wie das Alphabet und das Zählen wird ihnen schon beigebracht. Vor allem gewöhnen sie sich aber auch schon an das Arbeiten in einer Gemeinschaft und daran, daß sie sich manchmal fügen müssen. Nach dem Jahr kommen sechs Jahre 'Grammar school' oder Grundschule. In den Jahren kann der Schüler sich eine gute Allgemeinbildung aneignen. Danach muß der wissensgerige Jugendliche noch zwei Jahre eine andere 'Grammar school' besuchen, die sich von der ersten nur darin unterscheidet, daß die Lehrer in jedem Fach gewechselt

werden. Diese zwei zusätzlichen Schuljahre nennen sich 'Junior High School' und sind genaugenommen eine Vorbereitung für die eigentliche 'High School'. In der 'High School' wird vom neunten bis zum zwölften Schuljahr unterrichtet, sie bildet die Grundlage für das Universitätsstudium oder für den Beruf. Der Arbeitsplan der 'High School' sieht folgendermaßen aus: Eine geringe Anzahl von Fächern sind Pflicht, die restlichen sind zu wählen, und zwar werden von dem einzelnen Schüler nur die gewählt, die in die Richtung des zukünftigen Berufes tendieren.

Der Schüler hat täglich sechs oder sieben Stunden, die 55 Minuten lang sind. Normalerweise dauert ein Schultag von 8 Uhr morgens bis 15 oder 15.30 Uhr nachmittags. Morgens ist eine 15-Min.-Pause, die „Brunch“ heißt und mittags eine halbe Stunde Mittagspause. Weil die meisten Schüler in der Schule essen müssen, gibt es auch einen Imbißstand und einen Eßsaal, wo man ein heißes Mittagessen bekommen kann.

Nach der Schule gibt es öfter Vereins- oder Arbeitsgemeinschaftstreffen. Die meisten sind schulorientiert und helfen den Schülern, eine abgerundete Bildung zu bekommen.

Linda Schallig, 11a

MAX BECKMANN

Im bunten Bild unserer Stadt fiel in den letzten Wochen etwas Erstaunliches auf. Die öffentlichen Verkehrsmittel, die sonst nur für Genußmittel, wie Eiswette, Faberkaffee oder Karinaschokolade Reklame fahren, trugen auf einmal die Aufschrift „Max Beckmann“ durch die Straßen und warben somit nicht für irgendwelche Verbrauchsgüter sondern für einen künstlerischen Wert. Was ist nun das Besondere an dieser Ausstellung in der Kunsthalle, daß so viele Bahnen mit einer Werbung für sie durch die Stadt fahren?

Vielleicht ist es schon die Tatsache, daß der Hauptteil - nämlich 40 Bilder aus der Sammlung Lockners extra dafür aus den USA aus Kalifornien nach Europa gebracht worden sind. In Bremen sehen sie deutsche Kunstinteressierte zum ersten Mal und dann geht die Ausstellung weiter nach Berlin, Luzern, Wien, Linz.

Was wissen wir nun über den Mann, der diese Bilder gemalt hat? Max Beckmann wurde 1884 in Leipzig geboren. Zu Anfang dieses Jahrhunderts studierte er kurze Zeit in der Kunstschule in Weimar, ging dann nach Paris und kam 1904 nach Berlin. Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte er sich einen Namen gemacht durch seine eindrucksvolle Kunst. Den Krieg erlebte er als Sanitätssoldat mit. Durch die grausamen Fronterlebnisse tief beeindruckt, erlitt er 1915 einen Nervenzusammenbruch und wurde daraufhin vom Militär entlassen. Er ging dann nach Frankfurt und lehrte dort von 1925 bis 1933 als Professor an der Kunstschule, 1937 mußte er Deutschland verlassen, da seine Bilder als „entartete Kunst“ verboten wurden. Er ging nach Amsterdam, wo er zehn Jahre in der Emigration lebte. Dann ermöglichten ihm Freunde 1947 seine Übersiedlung nach Amerika, wo er geehrt und berühmt 1950 starb.

Bis auf wenige Ausnahmen sind die Bilder, die Stephan Lackner von Beckmann besitzt, zwischen 1932 und 1939 entstanden, Lackner war schon früh von Beckmann begeistert. Er war noch Student, als er 1933 zum ersten Mal ein Bild des Künstlers erstand. Damals begann schon die Ächtung Beckmanns. Er war ein zu großer Individualist, seine ausdrucksstarke, eigenwillige Kunst paßte dem Naziregime nicht. Stephan Lackner bekam das Bild „Adam und Eva“ zu einem viel niedrigerem Preis, als es ursprünglich angesetzt war. Beckmann sagte später darüber, daß dieser Kauf das einzige Zeichen spürbarer Unterstützung in jener bedrohlichen Situation gewesen sei. Es entstand eine Freundschaft, die bis zum Tode Beckmanns währte. Als der Maler in Amsterdam Schwierigkeiten hatte, Bilder zu verkaufen, um sein Leben zu fristen, unterstützte Lackner ihn durch größere Summen, die er aus den USA schickte. Auch der Schriftsteller hatte auswandern müssen. Später suchte er sich dafür von Beckmann Bilder aus. Ein Teil seiner Sammlung ist so entstanden.

Die Bilder Beckmanns zeigen hauptsächlich figürliche Darstellungen. Seine Menschen sind jedoch nicht ganz naturgetreu gemalt. Er gehörte keiner der Künstlergruppen des deutschen Impressionismus oder Expressionismus an (Der blaue Reiter, die Brücke). Er war ein Außenseiter, hatte seinen eigenen Stil. Ein Besucher, der diese Bilder zum erstenmal sieht, wird vielleicht schockiert sein von diesem Stil. Man möchte, wenn man von Bildern auf den Maler schließen kann, den Künstler für brutal halten. Doch hätten ihn dann die Fronterlebnisse so beeindrucken können?

Er hat eine sehr empfindsame Seele gehabt. Er sah sich selbst immer im Mittelpunkt des Geschehens. Es gibt wohl kaum einen anderen Maler, der so viele Selbstbildnisse gemalt hat, wie Beckmann. In dem Schauspiel „Der Mensch ist kein Haustier“ von Stephan Lackner, welches er illustriert hat, sieht er sich als Abenteurer. Dann erscheint er wieder mit einem Horn oder einem Saxophon in der Hand, oder als Büste in einem Stilleben. Wir sehen ihn jedoch nicht immer gleich. Wenn es ihm gut ging, malte er sich vornehm in schwarzem Anzug, sonst erscheint er anonym, unscheinbar, sofern man ihn überhaupt als unscheinbar bezeichnen kann.

Bis zum ersten Weltkrieg hatte er, etwa wie die Worpsweder Maler, Landschaften und Stilleben gemalt. Als er von der Front zurückkam, vereinfachte er Farben und Strichführung. Es gelingt ihm Farben, wie rosa und hellblau so zu malen, daß sie alles andere als kitschig wirken (siehe Ausstellungsplakat: schwarz-weiß-rosa).

Er sieht jetzt mehr hinter die Dinge und symbolisiert in seinen Bildern. (Häufig wiederkehrende Symbole: Kerze, Spiegel, Säule).

Das wohl eindrucksvollste Werk dieser Sammlung ist ein Triptychon: Versuchung. Der Mittelteil zeigt das Atelier eines Künstlers, welcher fasziniert ein weibliches Wesen anstarrt. Sie könnte aus einem der beiden Rahmen gestiegen sein, die in dem Atelier hängen. Der junge Mann schaut sehnsüchtig zu ihr hinüber, doch kann er nicht zu ihr, da seine Arme und Füße gefesselt sind. Auf den beiden Seitenflügeln des Triptychons erwarten hilflose Frauen ihren Erretter. Die eine ist in einen Käfig gesperrt, die andere an einen Mastbaum gefesselt.

Die Form des Triptychons hat er den mittelalterlichen Kirchenbildern entlehnt. Er starb nach Vollendung seines neunten Triptychons, wie Beethoven, Schubert und Bruckner nach der Vollendung ihrer neunten Symphonie starben.

Neben der Sammlung von Stephan Lackner werden noch Handzeichnungen, Druckgraphiken, Gemälde und Plastiken aus dem Besitz der Kunsthalle gezeigt. Schon 1920 erstand Bremen sein erstes Gemälde von Max Beckmann. Heute besitzt es Werke aus allen Epochen des Künstlers. Kein deutsches Museum kann eine Beckmannsammlung aufweisen, die der Bremens gleicht. Es wäre schön, wenn möglichst viele diese Ausstellung gesehen hätten. Angelika Hansen





Der Schaltplan zeigt einen vierstufigen NF-Verstärker mit Gegentaktstufe, der sich als Mikrofon-, Plattenspieler- und Tonbandverstärker usw. eignet. Er wurde aus Unterlagen von Philips und Grundig zusammengestellt und von mir erweitert und zum Teil geändert.

Das Besondere sind die Gegentaktstufen, die guten Klang bei hoher Leistung bietet und das Klangregister. Anstatt der P-Röhren, die mir zur Verfügung standen, können auch anderer Typen in E oder U benutzt werden (siehe Schaltbild). Im ganzen muß gesagt werden, daß die Gitter- und Anodenleitungen abzuschirmen sind. Empfehlenswert sind auch die Abschirmung der ersten beiden Röhren, gedrängter Aufbau und allseitige Metallkapselung der ersten drei Stufen.

Die hohe Liebung verhindert jedes Netzbrummen. Die Anodenwiderstände sind erprobte Werte, die der Gitterableitwiderstände normal. Die Größen der Katodenwiderstände sollten in engen Grenzen bleiben.

Die Bedeutungen der Einzelteile sind folgende: Die Anodenspannung für jede Stufe wird einzeln gesiebt. Die Lautstärke wird erst nach der ersten Stufe geregelt, eine Regelung im Eingang ist brummempfindlicher und nicht so fein einzustellen. Die Ankoppelung jeder Stufe geschieht einfach über einen Kondensator. Vor der Endstufe werden Höhen und Bässe getrennt eingestellt. Das Klangregister bedeutet wegen des kleinen Kondensators von 50 pF einen Verstärkungsrückgang, der aber bedeutungslos ist. Vor dem Einschalten muß der Lautsprecher angeschlossen werden, sonst werden die Endröhren und ihre Einzelteile gefährdet. Im Netzteil sollte der Heizfaden der ersten Röhre an Masse liegen, um Brummen zu verhindern. Es ist noch zu beachten, daß die Leitung zum Gerät abgeschirmt sein muß, auch wenn das Mikro usw. niederohmig ist. Markus Dreyer, 9b

beschreibung

für

nf-

verstärker

Ich glaube, daß ich nicht als einzige Schülerin gegen die neue Schulordnung bin. Wir gehen jetzt dem Winter entgegen und werden uns morgens auf dem Schulhof kalte Füße holen. Ich finde es nicht richtig, daß man die Schüler auf dem Hof warten läßt.

In der Zeit, in der wir draußen stehen müssen, könnten wir in unseren Klassenräumen sitzen und unseren mündlichen Hausaufgaben den „letzten Schliff“ geben.

Wenn alle Schüler um 7.45 Uhr in ihre Klassenräume wollen, gibt es logischer Weise Drängeleien. Nachdem man seine Garderobe aufgehängt hat, muß man sofort zur Büchertasche streben und seine sieben Sachen für die erste Stunde herausholen.

Wenn wir nicht auf dem Schulhof warten müßten, würde jeder Schüler zu einer anderen Zeit vor dem Unterricht in der Schule erscheinen und es würde vor und auch in den Klassenräumen ruhiger zugehen.

Ich nehme an, die Lehrer haben diesen Punkt in die Schulordnung gefügt, weil sie glauben, daß man nur früh kommt, um fehlende Hausaufgaben zu erledigen.

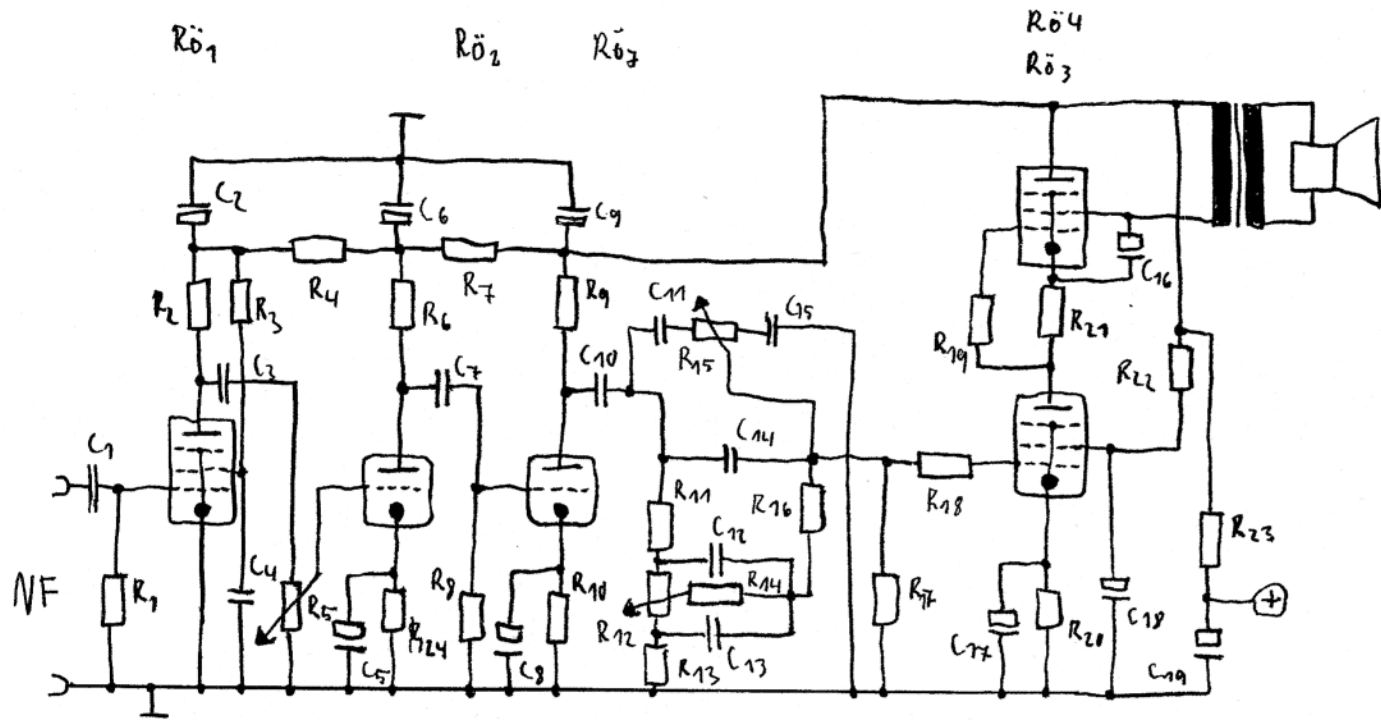
Oft müssen fünfte und sechste Klassen erst zur zweiten Stunde kommen. In der ersten Stunde werden meist die schriftlichen Arbeiten der Oberklassen begonnen. Der Lärm, der auf dem Hof wartenden Schüler irritiert die geistig arbeitenden unbeschreiblich. Wenn diese Störenfriede in die leeren Klassenräume könnten, würden sie sich bestimmt leiser aufführen als draußen; denn auf dem Schulhof herrscht eben eine freiere Atmosphäre als im Schulgebäude. Klassen, die durch ihr schlechtes Benehmen ihre Nachbarklassen stören, müssen meist nur einmal zur Ordnung gerufen werden, weil beim nächsten Mal der Klassensprecher (schon aus reinem Selbsterhaltungstrieb) für Ruhe sorgt.

Ich hoffe, daß das Kollegium Verständnis für uns hat und von seinem Beschluß noch abzubringen ist, da die Schülerschaft ihm helfend entgegen kommen will.

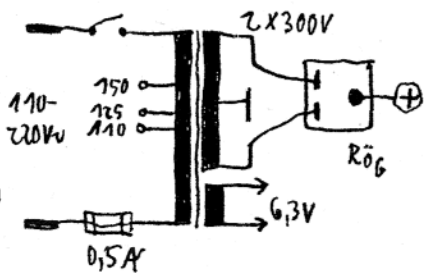
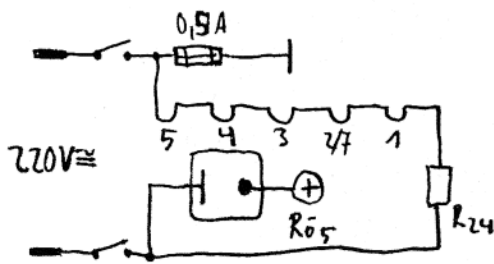
Waltraut Thalau, 8b

protest





- | | |
|------------------------------|--------------------------|
| R_1 10M Ω | C_1 10nF |
| R_2 150K Ω | $C_{2,16,19}$ 8 μ F |
| $R_{3,5,8,12,15,17}$ | $C_{3,7,10,13}$ |
| $\approx 1M\Omega$ | $\approx 25\mu$ F |
| $R_{4,13}$ 20K Ω | C_4 0.1 μ F |
| $R_{6,9,20}$ 0.2M Ω | $C_{5,8}$ 10 μ F |
| $R_{7,10,23,24}$ | $C_{6,18}$ 16 μ F |
| $\approx 3K\Omega$ | C_{11} 250pF |
| $R_{11,16}$ 0.1M Ω | $C_{12,15}$ 2.5nF |
| $R_{14,18,19}$ 1K Ω | C_{14} 50pF |
| R_{20} 180 Ω | $C_{17,19,9}$ 50 μ F |
| R_{21} 150 Ω | $R_{5,12,15}$ linear |
| R_{24} $\approx 620\Omega$ | |



Rö1	PF83	EF86	UF42	Rö6	EZ80
Rö2	E(C)82	E(C)82	UCL82	Rö7	PY82
Rö3	PL82	EL84		UY85	
Rö7	E(C)82	E(C)82	UCL82		
Rö4	PL84	EL84			



Ischa Fr

Vom 19. bis zum 30. Oktober 1966 ist zum 931. Male Freimarkt in Bremen. Das ist das größte norddeutsche Volksfest, bekannter als der Hamburger Dom und älter als das Oktoberfest in München.- Jedes Jahr einmal sind die „sturen“ Bremer nicht wiederzuerkennen, die Polizeistunde wird für 12 Tage aufgehoben, in fast jedem Lokal der Innenstadt wird jede Nacht bis in den frühen Morgen nach flotter Musik getanzt.

Übrigens spielt die Musik in diesem Jahr eine große Rolle: an vielen Stellen werden Platzkonzerte abgehalten, zum Teil von Bremer „Bands“, zum Teil von auswärtigen Musikcorps.

Zum ersten Mal seit langer Zeit, stehen auch wieder Karussells und Buden in der Innenstadt. Bis 1913 war der Freimarkt auf Neustadt, Innenstadt und Bürgerweide verteilt. Nach dem ersten Weltkrieg fand er nur noch in der Neustadt auf dem Grünenkamp und auf dem Herdentorsplatz statt. 1935 verlegte man den gesamten Freimarkt auf die Bürgerweide. Diesmal sorgen dort fünfzehn große und zehn kleine Karussells, sieben Luftschaukeln, sechs Autoscooter und drei andere Rennpisten, drei Riesenräder und drei sogenannte „Hochgeschäfte“ für Stimmung und leere Portemornais.

Jeder kommt auf seine Kosten, sei es im Bayernzelt, im Kaspertheater, beim Preisschießen oder sei es bei „Distel“, dem Jugendtreffpunkt des Freimarkts.

Alexandra Harloff/ K1. 9a



eimarkt



„Mother's little Helper...“, „Yellow Submarine...“, „Super Girl...“, so schallt es uns durcheinander entgegen, wenn wir in die Nähe der Bürgerweide kommen. Viele junge Leute stehen um die Fahrbahn der Autoskooter herum und hören sich diese Schlager an. Aber es gibt nicht nur den Skooter auf dem Bremer Freimarkt. Straßenweise sind sie aufgebaut: die Riesenräder, Achterbahnen, Karussells, unzählige Würfelbuden, Würstchenstände, Bäckereien und Varietés.

Wir essen an einem Stand eine Bratwurst, während hoch über uns die Leute im All Round fliegen. Wir stehen staunend vor dem „Passat“, wo man auf dem Kopf fährt, aber hinein wagen wir uns nicht. An einer Losbude ziehen wir jeder drei Lose, in der Hoffnung eine große Puppe für unsere kleinen Schwestern zu gewinnen. Leider waren es nur Nieten, und wir nehmen uns vor, nie wieder ein Los zu ziehen.

Als wir aus dem Calypso steigen, ist es uns ganz wirr im Kopf, doch nach einigen Minuten sitzen wir schon ein einem Bob der Bayernkurve und rasen wieder rundherum.

Langsam wird es Abend. Alle farbigen Lichter gehen an und wir finden es jetzt erst recht schön hier. Leider sagt uns ein Blick auf die Uhr, daß es schon Zeit ist, nach Hause zu gehen. Wir atmen noch einmal die besonderen Duft des Freimarkts: diese Mischung aus Wiener Mandeln, Schmalzkuchen, Schaschlik und gehen dann mit einem Viktoria in der Hand zur Straßenbahn. Aus der Ferne hören wir noch Orgelmusik und Schlagermelodien, dann kommt die Bahn und bringt uns nach Hause, in unser Alltagsleben. Aber wir haben noch einen Trost: in vier Tagentreffen wir uns nocheinmal wieder an der Ecke vor Jonny Schulze. Bis dahin ist aber noch viel Zeit.

Christine Rechenberg, Kl. 8a



Kreuzworträtsel

Das aufgeregte Lied eines einsamen Mädchens von Georg Kreisler (aus: zwei alte Tanten tanzen Tango)

Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel lösen! Ja, das kann ich.
Aber frage ich mich, wann ich
etwas anderes kann,
nämlich einen Mann, einen Mann, einen Mann,
einen jungen, einen freien, einen halbwegs schönen Mann -
ja, da stock ich
und schon hock ich
bei den Kreuzworträtseln, Kreuzworträtseln, Kreuzwort-
rätseln, Kreuzworträtseln
waagrecht, senkrecht, kreuz und quer,
bitte sehr, gar nicht schwer.
Aberwo ist ER?

Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel ausfüll'n! Oh, wie sinnig!
Aber frage ich mich, bin ich
selber ausgefüllt?
Oh, da werd ich wild, werd ich wild, werd ich wild,
werd ich zornig, werd ich böse, werd ich ganz fuchsteufels-
wild.
Um mich selber zu beruhigen,
mach ich Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel,
senkrecht, waagrecht, lang und breit,
denn ich bin sehr gescheit.
So vergeht die Zeit.
Andre Frauen sind Gemahlinnen,
denn niemand stahl ihnen,
wie mir das Glück.
Andre Frauen, die viel dümmer,
die können immer,
wenn was passiert, zu ihrem ersten oder zweiten
oder dritten oder vierten oder fünften Mann zurück.
Nur ich lös
Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel,
Teegerät ist Samowar,
wunderbar,
alles klar!

Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel,
Herr des Schiffes, waagrecht zehn:
Kapitän.
Schon geschehn!
Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel, Kreuzworträtsel,
Kreuzworträtsel,
ganz egal, wie viele ich mir kauf,
ich lös sie auf, ich lös sie auf,
von rechts nach links, herunter und hinauf,
ich lös sie auf, ich lös sie auf!

Jede Nacht auf meine Schatten starrend,
statt des Gatten harrend,
bis er heimkehrt mit 'nem Kuß,
mach ich weiter, auch wenn mir dabei zum Schrein ist,
bis mein Blei so klein ist,
daß ich schlafen gehen muß.

Ich hab zwar des Pudels Kern entkernt,
doch über den Pudel selber hab ich nichts gelernt.

Ich weiß, die Wüste Gobi liegt in Asien,
der Hirtengott der Griechen war der Pan,
die Gletscher heißen Firne,
eine Frucht ist meistens Birne,
doch was ist die Lösung auf das Rätsel Mann?

Ich weiß, daß eine Blutvergiftung Sepsis ist
und ein Gewaltherrscher mit sechs Buchstaben ein Tyrann,
eine Larve eine Made,
grüner Edelstein ist Jade,
doch was ist die Lösung auf das Rätsel Mann?

„Mann“ ist was dein Herz erwärmt bevor's erfriert,
„Mann“ ist was im Lehnstuhl sitzt und raucht,
„Mann“ ist was sich in der Früh' zu spät rasiert
und was man, wenn's dunkel ist, besonders nötig braucht.

Mongolischer Eroberer, acht Buchstaben,
sofort weiß ich, das ist der Tamerlan.
ich kenn jede „Quarzart“,
jede „Gottheit“, jede „Harzart“,
doch was ist die Lösung auf das Rätsel Mann?

Einmal war ich auch mit einem Mann am Abend aus
und er brachte mich erst gegen Mitternacht nach Haus,
dann gab er mir einen Kuß und fragte: „Na, wie ist das?“
Und ich sagte: „Flüssigkeitseigenschaft mit vier Buchstaben:
naß.“

So ging ich von Mann zu Mann. Es waren zwei Stück genau.
Alle sagen, ich bin eine rätselhafte Frau.
Keiner kam zurück und ich war doch so gern bereit.
Ja, wenn ich gescheiter wär, wär ich nicht so gescheit.

Dabei bin ich doch sicher nicht die Schlechteste.
Wenn ich mal tot bin, tut es vielen leid.
Man wird sympathisieren
und auf meinen Stein gravieren:

Hier ruht die Unvergessene,
auf Rätsel sehr Versessene,
Beflissene, Verbissene,
zu früh uns schon Entrissene.
Sie wußte, wer Pandora war,
was Fauna und was Flora war,
sie wußte auch wer Korah war,
Aurora war und Nora war.
Sie kannte die Geschichte
und Zarathustras Nichte,
Harmoniumregister
und englische Minister,
den Unterschied von Ibius
und Ikarus und Bosporus
und Tantalus und Tartarus
und Tacitus und Autobus,
sie kannte jedes indische und persische Gedicht,
sie kannte die Geschwindigkeit von Schall sowie von Licht,
nur die Männer - die göttlichen Männer,
die kannte sie nicht.